AM RAND

BDA 1.14

AM RAND

INHALT

4 Ein Wort voraus
Monica Hoffmann

6 Leben und Wohnen am Rand
Achim Hahn

10 Am Rande
Cornelius Tafel

13 Randbemerkung
Jakob Oberpriller

18 Vom Rand zur Mitte
Helmut Resch

20 Podere 1413 – Authentisches Zeugnis des ventennio
Robert Rechenauer

23 Ein Freund, ein guter Freund...
Erwien Wachter

25 Am Rande bemerkt – Die Marginalie
Cornelius Tafel

26 In eigener Sache

28 Stadtkritik I

34 Brisant

41 Contra

43 BDA

55 Sieben Fragen an
Heiner Farwick

59 Persönliches

65 Randbemerkt

66 Impressum

EIN WORT VORAUS

Es beginnt am Rand, das Phänomen des Nachbildes. Wenn Sie eine Weile konzentriert auf ein rotes Quadrat auf weißem Grund schauen, beginnt sich in einem bewegten Prozess am Rand eine andere Farbe zu bilden. Mitunter überlagert sie sogar das Rot und nimmt ihm seine Intensität. Löst sich der Betrachter von dem Rot und bewegt er seine Augen ganz entspannt über den Rand hinaus, schwebt ein lichthaftes grünes Quadrat vor dem weißen Grund. Es ist ein flüchtiger Moment, der aus größten Farbgegensätzen eine Ganzheit schafft. In Rot und Grün sind alle Wellenlängen des Lichts versammelt. Das ist eine schöne Metapher für die Bedeutung des Randes, an dem neues entsteht, sofern zugelassen wird, was sich da entwickeln will. Übrigens ist nicht jeder gleich begabt, das Nachbild zu sehen.

Mit den sich verändernden Lebensformen hin zu immer mehr Mobilität lenkt der Soziologe und Architekturtheoretiker Achim Hahn unseren Blick auf neue Perspektiven des Randbegriffs, die für Architektur und Städtebau relevant sind (Seite 6). Cornelius Tafel interessiert die soziale Bedeutung von Zentrum und Peripherie und beschreibt ihren Wandel in der Stadtgeschichte (Seite 10). Als Stadt- und Ortsplaner berichtet Jakob Oberpriller ganz aktuell mitten aus dem Geschehen der sich zunehmend entleerenden Räume am Rand (Seite 13). Den Bauamtsleiter Helmut Resch hat die Randlage der Kleinstadt Selb nicht erschreckt, sondern geradezu beflügelt, neue Wege zu beschreiten (Seite 18). Eine besondere Erscheinung am Rande, ein wahres Kleinod in der Pontinischen Ebene, beschreibt Robert Rechenauer, und man ist geneigt, selbst auf Entdeckungsreise zu gehen (Seite 20). Und noch eine Randerscheinung: Man sollte sie mal wieder anschauen, die zurückgebliebenen Spuren der frühen Mobilitätseuphorie, meint Erwien Wachter (Seite 23). Selbst die Marginalie, so Cornelius Tafel, ist alles andere als eine lapidare Randerscheinung (Seite 25). Ebenso wenig sind dies Gehwegplatten, die Michael Gebhard in der Münchener City unter die Lupe nimmt und damit die neue Serie „Stadtkritik“ einleitet (Seite 28).

Ob nun mitten drin oder draußen, die Beiträge unserer Autoren belegen, wie wichtig es ist, Ränder anzuschauen, sie zu studieren und auch über Ränder hinwegzuschauen.

Monica Hoffmann

AM RAND

LEBEN UND WOHNEN AM RAND

Achim Hahn

In unserer Welt des alltäglichen Umgangs mit den Dingen treten auch Architektur und Landschaft nicht isoliert auf, sondern sind immer schon verstanden vor dem Hintergrund uns vertrauter Bedeutungen. Ein Haus macht uns neugierig, erweckt unseren Widerwillen oder erscheint uns als ein typischer Bau unserer oder einer vergangenen Zeit. Entsprechend begegnen wir Umgebungen in ihrer Anschaulichkeit und Stimmung als Umwelten, die uns zum Beispiel Heimat sind oder als exotisch anmuten. Ähnlich nehmen sich Menschen heute am Rand wohnend wahr, wenn sie das Gefühl haben, nicht mehr aus einer sozialen und geografischen Mitte heraus ihr Leben zu führen. Statt Wurzeln schlagen ist Mobilität

das Gebot der Stunde. Wenn ich also im Folgenden von Rand spreche, dann beziehe ich mich auf bestimmte nach-traditionale Formen der Raumaneignung und des Raumerlebens. Rand ist also kein stadtplanerischer oder regionaltheoretischer Begriff, sondern eine Vokabel, mit der Bewohner ihre „Lage" und die ihres Wohnortes ausdrücken. Von besonderer Bedeutung ist die Gestalt des Randes hinsichtlich der Gestalt der Mitte. Nicht „mittendrin" wohnen zu wollen, bedeutet ja wohl auch, auf eine bestimmte mitweltliche Nähe und Vertrautheit bewusst zu verzichten. Die Lage „am Rand" ist eine Lage abseits traditionaler sozialer Institutionen wie zum Beispiel der Dorfgemeinschaft und der städtischen Nachbarschaft und deren gemeinschaftlicher Wertevermittlung.

Der Rand als nachtraditionaler Lebensort

Das Städtische und das Ländliche sind nur mehr Aspekte oder Akzente von Orten, von „zwischenstädtischen" Lebensorten, wo Menschen ihr Leben führen. Dazu passt das Verständnis eines gelebten sozialen Raums, der sich zwischen den verschiedenen Lebensorten aufspannt. Dieses „Zwischen" legt keine geographische Stelle fest mit topografisch nachweisbaren Übergängen. Es ist vielmehr in den Zusammenhang einer nach-traditionalen, multizentrischen Positionalität des Menschen zu stellen. Diese Lebensform muss und will die Fixierung auf das beständige Hier der Heimat aufgeben zugunsten einer immer wieder zu erbringenden Anpassung an ausgesuchte Lebensorte. Dies entspricht der Erfahrung, dass Menschen zwar von ihrem Heimat- und Herkunftsort in seiner Einmaligkeit erzählen können, aber doch von mehreren Orten zu berichten wissen, an denen sie schon mal in ihrem Leben „zu Hause" waren. Für die einzelne Lebensgeschichte verknüpfen sich die verschiedenen Lebensorte und Landschaftserfahrungen zu einem Netzwerk von Lokalitäten. Lebensgeschichtliche Kontinuität hat nicht länger den einen Raumort zur Basis, vielmehr gewinnt die jeweilige Biographie zunehmend ihre Stetigkeit im Verknüpfen mehrerer Lebensorte zu einem Ensemble punktuell bedeutsamer Knotenpunkte. Gleichsam in der Praxis nach-traditionaler Lebenskonzepte zeigen sich Biographien, in denen mehrere Örtlichkeiten, mit denen man phasenweise verbunden war, episodisch auftauchen. Überblickt man die Landkarte des verräumlichten Lebens, so wird man Inseln spezifischer Tätigkeiten und Aufenthalte innerhalb einer zunehmend urbanen bzw. verstädterten Landschaft gewahr.

Mit der Auflösung des klassischen Stadt-Land-Gefälles sprechen wir heute treffender von „urbanen Landschaften" oder von „Stadtlandschaften". Die historische Dominanz des Zentrums und die Herausstellung einseitiger Funktionen der Viertel verschwinden. Wichtiger werden Selbständigkeit, Differenz und Vernetzung. Durch das Zurückdrängen der Bedeutung eines einzigen Zentrums kommt nun aber auch hier das Phänomen des Randes in den Blickpunkt. Der Bewohner dieser Stadtlandschaften erlebt sich am Rand

wohnend – gleichsam zwischen den vielen möglichen Übergängen, die sowohl räumlich (zwischen den Vierteln) als auch sozial (zwischen sozialen Gruppen und Ethnien) als auch biographisch (zwischen einzelnen Lebensphasen) für ihn in Betracht kommen können: statt der einen festen Mitte, viele nur locker gefügte Ränder.

Die Urbanisierung der ländlichen Regionen lässt die überkommene „Peripherie" für viele Haushalte zum zumindest zeitweiligen Mittelpunkt nachtraditionaler Lebensformen werden. Der Bewohner der mitunter weiträumigen Siedlungsflächen wünscht sein Leben so zu gestalten, dass eine Verbindung von städtischer Kulturdichte und Landschaftsnähe möglich wird. Damit entscheidet der Zugang zur Landschaft über die Qualität des Wohnstandorts. Landschaft, einbegriffen „Dörfliches" und „Ländliches", wird zur Wohnumgebung und damit zu einem kulturellen Gut. Eine Entscheidung für eine nach-traditionale Lebensform macht die eigene Biographie zum reflexiven Projekt. So kommt auch das „Dorf als Wohnprojekt" in den Horizont der Lebensführung, insofern Menschen sich bewusst für das Dorf als bewohnbaren regionalen Lebensort entscheiden.

Das Wohnen am Rand kann ein Bild für die Haltung sein, mit der wir nicht nach neuen „Mitten" suchen, sondern heute mögliche ex-zentrische und randständische Lebenskonzepte zur Kenntnis nehmen. Man befindet sich jedoch nicht einfach „am Rand", sondern dass man nun so lebt, ist Ergebnis vieler Einzelüberlegungen, Entscheidungen und Handlungsvollzüge. Der Rand hat mit den Erfahrungen der Menschen zu tun, sich eine Existenz in einer Welt aufzubauen, in der man zwar generell-allgemein aufgehoben ist, die aber, schaut man genauer hin, hinreichend Unterschiede und Besonderheiten vorhält, so dass man sich aufgefordert fühlt, auch „räumlich" eine gute Wahl zu treffen. Die dem Rand eigene Mitte ist das Haus und die Wohnung, der Ort, an dem man vorläufig bleibt, wo sich das privat-intime Leben abspielt. Die Arbeit, ebenso der Einkauf als auch das Verbringen der Freizeit finden in der Regel außerhalb des Randes, jedenfalls anderswo statt.

Die Rand-Perspektive „von innen"

Alltagsbegriffe wie Rand oder ländlich sind Ausdruck einer pragmatischen Lebensordnung. Zugang zu solchen Konzeptionen, wie das Leben „hier" (am Rand) zu führen ist, erhält die architekturtheoretische Forschung im konkreten und direkten Kontakt zu den Bewohnern, insofern nicht theoretische Vorurteile über deren Lebenswirklichkeit die Kommunikation behindern und ein Verstehen ihrer Haltung zum Wohnen unmöglich machen.

Was macht etwa diesen Rand, nämlich die nördliche Peripherie Berlins, in den Augen meiner Gesprächspartner aus? Einmal der besondere Typus dieser Siedlung. Sigi spricht

von einem „Zwischending“, weder Stadt noch Land. Alfred erkennt einen dörflichen Charakter, Irene findet es hier „niedlich und hübsch“ und „eher dörflich“. Olga erzählt davon, dass die Siedlung wie ein „Urlaubsort“ sei, wobei es ihr insbesondere auf das Erlebnis der Heimfahrt vom Arbeitsort Berlin nach Wiesthal ankommt. Die Siedlung ist deutlich von Berlin geschieden, durch ein Industriegebiet und einen Wald, diesen Eindruck hat man insbesondere, wenn man mit der S-Bahn nach Wiesthal fährt. Wiesthals Umgebung wird als ländlich empfunden, vor allem wegen des Waldes in der Nähe und den Heidegebieten ringsherum. Alfred und Sigi betonen mehr oder weniger erleichtert, dass es hier jedoch keine Landwirtschaft gibt, und man sich deshalb auch nicht eigentlich auf dem Land befindet. Die Bewohnerschaft der Siedlung wird als überaus bunt beschrieben. Neben den Altwiesthalern (Alfred weiß aber nur von einem, der in der Siedlung gebaut hat) gibt es Wessis und Ossis, wie sie sagen, aber auch von Berlinern, Bonnern und übrigen Westdeutschen ist die Rede. Typisch für den Rand erscheint den Menschen auch die moderne Architektur – bunt, viele Fenster, auffallend unterschiedlich gestaltete Fassaden, die sehr kleinen Grundstücke, die enge Bebauung und die Größe der Siedlung, die auf nicht absehbares Wachstum ausgerichtet zu sein scheint. Insbesondere letzteres stellt man nicht ohne eine gewisse Hilflosigkeit fest.

Der Ausdruck Rand kann nur eine Überschrift sein für die Kennzeichnung eines Lebensfeldes, das sich Menschen im Rückgriff auf ihre Wohnerfahrungen und im Vorblick auf das Eintreten ihrer Wohnerwartungen zu gestalten versuchen. Es ermöglicht ein Leben des Sowohl-als-auch. Vom Rand aus, so der Eindruck, lässt sich (fast) alles erreichen: Das Feld des Landschaftlichen steht einem ebenso offen wie das Feld des Städtischen. Die relevante Mitte, die der Rand aufweist, ist das Haus, die Immobilie, der Ort, an dem man Eigentum hat und wo sich das privat-intime Leben abspielt. Drum herum ist alles eher verstreut. Aus der Perspektive des Randes hat man es dort mit überlieferten Ordnungen zu tun, von denen man selbst sich bewusst gelöst hat. Denn sie passen nicht zum eigenen Lebenskonzept. Wird die Mitte, wie für alle unsere Beispiele typisch, an den Rand gelegt, dann befinden wir uns auch zwischen den „alten“ sozialräumlichen Mitten (wie Nachbarschaft, Dorf, Kleinstadtzentrum, Vereinshaus) und der Weite einer offen-diffusen Landschaft, nur unterbrochen durch urbane Knotenpunkte (City, Flughafen, U- oder S-Bahnhof, Zubringerstraßen, Autobahnanschlussstelle), freizeitlich zugerichtete Landschaftsräume und agrikulturräumliche Enklaven wie Wälder, Heiden und Steppen. Die berufliche Arbeit findet in der Regel jenseits des Randes statt, wichtig ist jedoch, dass sie einfach und bequem erreicht werden kann. Und auch das Lebensfeld Freizeit, der Wald, die Heide, die „schöne Landschaft“ und das „idyllische Dorf“, liegt – gut und schnell betretbar – jenseits des Randes. Die Qualität des Randes besteht in seiner Lage „als Rand“: Er ist wie ein Sprungbrett, von dem aus die Welt

jenseits der Privatheit und Intimität erobert werden kann, ein Tor, das Eintritt verschafft, sowohl in Richtung urbanes Feld als auch in Richtung landschaftliches Feld. Aber wir dürfen uns nicht täuschen lassen: Rand ist kein geografischer Begriff, der auf irgendeiner Karte sein Abbild hat. Rand bezeichnet nicht zuletzt eine prinzipielle Aufgeschlossenheit für eine Stimmung des „Ländlichen".

Literaturhinweise
Achim Hahn: Architekturtheorie. Wohnen, Entwerfen, Bauen. (UTB Band 2963) Wien 2008
Achim Hahn: Suburbane Räume „als" Lebensräume – Das Beispiel eines hermeneutischen Zugangs zum Raumphänomen. In: W.Schenk, M.Kühn, M.Leibenath, S.Tzschaschel (Hrsg.): Suburbane Räume als Kulturlandschaften. Akademie für Raumforschung und Landesplanung. Forschungs- und Sitzungsberichte Band 236. Hannover 2012, S. 167-182
Achim Hahn: Aspekte neuer Lebensformen im „regionalen" Raum. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, Jahrgang 57, Heft 2, September 2009, S. 57-73
Achim Hahn: Lebenswelten am Rand. Interpretationen zum kulturellen Ausdruck von Wohnsuburbanisierung. In: K.Brake, J.Dangschat, G.Herfert (Hrsg.): Suburbanisierung in Deutschland – aktuelle Tendenzen, Opladen 2001. S. 223-233

AM RANDE

Cornelius Tafel

Die Sprache ist voll von räumlichen Metaphern, mit denen soziale Hierarchien und politische Verhältnisse charakterisiert werden: Ein sozial höher Stehender sieht auf einen anderen „herab" oder „er lässt sich herab"; man gehört sozial der Ober-, Mittel- oder Unterschicht an. Neben der vertikalen sozialen Positionierung gibt es auch solche in der horizontalen: Parteien stehen politisch links oder rechts – für diese Verortung gibt es einen historischen Hintergrund. Die progressiven Parteien saßen in der französischen Nationalversammlung von 1789 links, die konservativen und gemäßigten rechts. Im Englischen gibt es auch eine räumliche Metapher für Zugehörigkeit und Ausgrenzung, die im Deutschen inzwischen übernommen wurde: man ist bezüglich einer sozialen Gruppe entweder „in" oder „out", drinnen oder draußen. Innerhalb einer Gruppe, einer Gesellschaft wiederum gibt es die „Mitte" und den „Rand". Der Begriff „Rand" setzt eine gewisse Unschärfe, einen Übergangsbereich zwischen innen und außen voraus, anders als die Grenze, die innen und außen klar trennt.

Der Stadtrand

Aufgrund der zumeist klaren Grenzen, mit denen Bauwerke innen und außen trennen, spricht man nicht von „Hausrändern", sondern von Ecken und Kanten; Ränder finden wir dagegen im Städtebau, seitdem die (heute nur noch sprichwörtlichen) „Tore der Stadt" nicht mehr die Grenze von der Stadt zum Umland bilden und die Entfestigung der Städte eine klare Trennung von innen und außen überflüssig macht. Heute spricht man vom Stadtrand, einer Übergangszone, zwischen definitiv städtischen und definitiv ländlichen Bereichen. Es gibt Gegenden, die überhaupt fast nur aus solchen Übergangszonen bestehen, in Deutschland etwa am Niederrhein, im Ruhrgebiet oder in Teilen Sachsen-Anhalts; die Liste ließe sich fortsetzen.

Da die Sprache soziale und politische Verhältnisse mit räumlichen Metaphern abbildet, liegt die Frage nahe, inwieweit denn soziale und politische Verhältnisse den räumlichen entsprechen. In der Vertikalen kann man tatsächlich Übereinstimmungen finden. Die machtvollsten Institutionen haben traditionell die höchsten Gebäude; in einem Firmengebäude residieren die Chefs in der obersten Etage; wer sozial höher steht, möchte auch räumlich auf andere herabsehen. Soziale Hierarchien bilden sich in der Vertikalen auch räumlich ab – mit Abwandlungen: aus Bequemlichkeitsgründen liegt die klassische Beletage im ersten Obergeschoss, nicht unter dem Dach; dafür weist die Beletage die größte Raumhöhe auf – auf andere Weise zeigt sich also auch hier der Sozialstatus in der Vertikalen.

Die zwei Magnete: Stadt und Land

In der Horizontalen ist die Übereinstimmung nicht so deutlich ausgeprägt: Stadtnähe und Stadtferne haben beide ihre Vor- und Nachteile. In der Stadt Urbanität, Dichte, Verdienstmöglichkeiten, dagegen oft ungesunde Wohnverhältnisse, auf dem Land niedrigere Preise, bessere Luft, aber weniger soziale, wirtschaftliche und kulturelle Angebote. Ebenezer Howard, der in seinem Gartenstadtkonzept die Vorteile von Stadt und Land vereinen wollte, sprach von Stadt und Land als zwei Magneten. In allen Stadtkulturen zeigten traditionell die Eliten Präsenz im Zentrum der Stadt. Wenn sie es sich leisten konnten, legten sie sich einen Zweitwohnsitz auf dem Land zu, um dort zu genießen, was ihnen in der Stadt fehlte: Platz, Ruhe, Luft. In der Renaissance bildete sich ein weiterer Typus heraus, der eine relative Nähe zum Zentrum mit den Vorzügen des Stadtrandes verband: die sogenannte villa suburbana, ein Zwischentypus zwischen Stadtpalast und Villa auf dem Lande. Nach der Entfestigung der Städte in Europa bildeten sich zuvor bereits in England bekannte bevorzugte Randlagen heraus, die im bürgerlichen Maßstab das Konzept der villa suburbana wiederholten. Landschaft und Klima entschieden dabei über sozialen Status der jeweiligen Randlage: Die in Mitteleuropa zumeist vorherrschende

Windrichtung vom Atlantik sorgte dafür, dass Wohngebiete im Westen von den Abgasen der Produktionsbetriebe verschont wurden. Dem pivilegierten Westend standen die proletarischen Viertel im East-End gegenüber. In den USA führte das Leitbild des freistehenden Einfamilienhauses als anzustrebender Wohnform zum Sprawl, der flächendeckenden Zersiedelung des Stadtumlandes bei gleichzeitiger Verödung der Innenstädte. Andernorts fand eine Wiederentdeckung verdichteter zentrumsnaher Wohnlagen statt, mit dem Ergebnis der Gentrifizierung bevorzugter Altbauviertel. Die Bewertung von Randlagen ist also uneinheitlich. In den Megacities der Welt ist der Wettstreit der beiden Magneten bereits entschieden. Die Landflucht ist eine feste Größe in der urbanistischen Entwicklung, das Verhältnis zwischen Stadt- und Landbevölkerung kehrt sich um. Es entstehen Stadtlandschaften, bei denen die Randlagen dominieren. Dies wird unmittelbar anschaulich, wenn man auf den Stadtplänen die Größe der Kernstadt mit der Gesamtausdehnung vergleicht; das gilt auch bereits für relativ beschauliche mittelgroße Städte.

Das Ende baulicher Repräsentation

Zentrum und Peripherie bilden also den Sozialstatus nicht eindeutig ab: Räumliche Peripherie kann, muss aber nicht zwangsläufig soziale Randlage bedeuten. Das hängt aber nicht nur mit den Vorteilen der Peripherie zusammen, sondern vor allem mit der Auflösung der traditionellen Vorstellung von Urbanität. Zuvor wurde geschildert, dass wirtschaftliche, religiöse und politische Eliten in der traditionellen Stadt, gleich in welcher Kultur, Präsenz zeigen mussten. Dies gilt bis in die architektonische Moderne; das Chrysler-, das PanAm-, das Seagram-Building repräsentierten Macht und Bedeutung ebenso wie der florentinische Palazzo. Die Firmenkultur der modernen IT-Unternehmen in Silicon Valley dagegen bedarf keiner baulichen Repräsentation mehr; der Standort ist unwichtig. Exemplarisch zeigt dies die Fernsehberichterstattung über den Verkauf von whatsapp an facebook. Wo sonst der Reporter vor einer Firmenzentrale über die Ereignisse berichtet, wurde hier aus dem Off ein Foto kommentiert, das einen unauffälligen Flachbau an einer kaum befahrenen Straße zeigt, hinter dem sich – möglicherweise – das genannte Unternehmen (whatsapp) befinden sollte. Die Ortsangabe kann man nur mit einem typischen amerikanischen Ausdruck charakterisieren: „in the middle of nowhere“, frei übersetzt: „irgendwo im nirgendwo“. Wer seinen Platz auf den Displays der ganzen Welt hat, braucht seine Bedeutung nicht mehr baulich an einem prominenten Ort darzustellen. Im Gegenteil: eine feste Verortung in der realen Welt würde den Eindruck von Omnipräsenz in der virtuellen Welt nur schmälern. Damit hat auch die Architektur als Bedeutungsträger weitgehend ausgedient; unter den sozialen Medien steht sie nur noch am Rande.

Gestaltungs R A U M
Funktions E B E N E

Wechseln Sie doch mal die Perspektive: Das neue Miele Buch ZWIEGESPRÄCHE stellt Themen unserer Zeit einander gegenüber, zeigt Meinungspole, die inspirieren. Tauchen Sie ein in Spannungsfelder wie Konvention – Vision, Funktion – Emotion, Grenze – Weite. Und entdecken sie die beiden Designlinien unserer neuen Gerätegeneration. Projektentwickler, Architekten, Innenarchitekten und Planer können das Buch kostenlos anfordern unter architekten@miele.de
www.miele-project-business.com

Miele

RANDBEMERKUNG

Jakob Oberpriller

Der demographische Wandel und die damit einhergehenden Veränderungen in der Bevölkerungsstruktur unseres Landes gehören inzwischen aufgrund zahlreicher Veröffentlichungen, die sich in letzter Zeit mit dem Thema befasst haben, zu den Gemeinplätzen. Die strukturelle Veränderung in der Bevölkerung betrifft uns nicht nur als Architekten in Bezug auf die sich verändernde Altersstruktur der Bevölkerung und damit beispielsweise durch den steigenden Bedarf an barrierefreien Wohnungen, sondern sie hat auch räumliche Auswirkungen, die uns als Stadt- und Ortsplaner betreffen. Sie geht, knapp zusammengefasst, einher mit einer generellen Bevölkerungsabnahme und einer zusätzlichen räumlichen Verschiebung von Teilen der Bevölkerung durch Wanderungsbewegungen, die zur Entleerung von vor allem peripheren Räumen, führt.

Im Wahlkampf jedoch, zurzeit ist wieder Kommunalwahlkampf, kann man immer noch in manchen Städten und Gemeinden, die von Abwanderung und damit von Leerstand bedroht sind, die Versprechungen der Lokalpolitiker hören, die den Ort wieder nach vorne, zum Fortschritt, zum Wachstum bringen

wollen. Wie soll das geschehen? In der Regel durch neue Wohnbaugebiete am (Orts-)Rand, die junge Familien anziehen sollen und durch neue Gewerbegebiete am Rand, auf der „grünen Wiese", die Arbeitsplätze bringen sollen.

Nun ist aber für Deutschland in den nächsten Jahrzehnten ein starker Rückgang der Bevölkerung prognostiziert. Demographieforscher gehen trotz einem angenommenen Einwanderungsüberschuss von 100.000 bis 200.000 Personen von einem Rückgang von derzeit 80 Millionen auf 70 oder sogar nur 65 Millionen Einwohner im Jahr 2060 aus, der sich auf die peripheren Räume, die heute ohnehin schon von Abwanderung betroffen sind, besonders stark auswirken wird. (1) Die Jahre zwischen 2003 und 2010 haben gezeigt, dass ein Wanderungsgewinn in dieser Höhe keineswegs selbstverständlich ist.

Wo sollen also die Menschen herkommen, die diese neuen Wohngebiete für die zahlreichen gewünschten „jungen Familien" bevölkern, wenn außer dem generellen Bevölkerungsschwund der Anteil der über 55-Jährigen in unserem Land stetig zunimmt? Und wo sollen all die qualifizierten Fachkräfte herkommen, die die Arbeitsplätze in den neuen Gewerbegebieten besetzen sollen? Die Politik hält offensichtlich dafür keine Lösungen bereit. Man erschöpft sich vielmehr in stammtischgängigen Parolen, die Stimmung gegen Einwanderung und Einwanderer machen.

Auf einer öffentlichen Veranstaltung, die ich vor nicht allzu langer Zeit besuchte, verkündete der Bürgermeister einer nordoberpfälzischen Kleinstadt stolz, dass er mit den oben angesprochenen Maßnahmen, nämlich der Ausweisung neuer Baugebiete am Rand der Stadt den Negativtrend in der Bevölkerungsentwicklung in seiner Stadt gestoppt habe und seine Stadt nun wieder einen Zuwachs in der Bilanz aufweisen würde. Man braucht kein Mathematikgenie zu sein, um sich vorstellen zu können, dass dieser vermeintliche Erfolg nur auf Kosten der umliegenden Gemeinden errungen sein kann, die nun über einen umso stärkeren Schwund klagen.

Bei näherer Betrachtung der auf diese Weise „erfolgreichen" Städte und Gemeinden stellt sich zudem heraus, dass es sich um einen Pyrrhussieg handelt. Denn aufgrund der Neuausweisung von Wohngebieten am (Orts-)Rand stehen in der Regel die Wohnhäuser im Ortskern leer. Ebenso verhält es sich mit dem Gewerbe und vor allem mit der Versorgung. Die kleinen Handwerksbetriebe, die früher den Ortskern belebten, sind entweder schon lange eingegangen, weil man die hergestellten Produkte billiger im Discount kaufen kann, oder sie werden in ein Gewerbegebiet ausgesiedelt, weil der Betrieb aufgrund der Immissionsschutzbestimmungen sich nicht mehr im Ort weiter entwickeln konnte. Noch wesentlich eklatanter verhält es sich mit der Nahversorgung. Die kleinen Läden, die diese bisher im Ortskern sicherstellten, existieren längst nicht mehr. Stattdessen entstehen in den

neuen Gewerbegebieten am Rand, mit gutem Verkehrsanschluss, am besten noch an der Autobahnausfahrt, Discountmärkte, die nicht mehr zu Fuß vom Ort aus zu erreichen sind, mit entsprechend großen Parkplätzen. Die gewünschten High-Tech-Unternehmen, die den Fortschritt bringen sollen, bleiben jedoch in der Regel aus, weil die nötigen Arbeitskräfte nicht vorhanden sind.

Vielerorts wird also folgendes Zukunftsszenario vorherrschen: neue Baugebiete am Rand, die sich nicht füllen mit entsprechenden Infrastrukturkosten für die Gemeinde, die diese wiederum finanziell an den Rand bringen; Leerstände im Ort und damit ungenutzte oder nicht ausgelastete Infrastruktur; neue Gewerbegebiete am Rand ohne Betriebe mit Arbeitsplätzen, sondern mit Discountmärkten, die sich in einem gnadenlosen Verdrängungswettbewerb untereinander und auch zwischen den Orten kannibalisieren und von denen letztendlich auch ein großer Teil leer stehen wird.

Um Anreize für Ansiedlungen zu schaffen, seien es nun Wohnhäuser oder auch Gewerbebetriebe, wird versucht, es möglichst jedem Bewerber recht zu machen. Also erstellt man im Wohnungsbaubereich Bebauungspläne ohne restriktive Festsetzungen, in denen der gesuchte Bauwillige möglichst alle seine Vorstellungen und Wünsche verwirklichen kann. Das bedeutet im Einzelnen beispielsweise: als Dachformen sind Sattel-, Walm-, Pult- und Flachdächer mit beliebiger Dachneigung zugelassen; die Grundstücke sind möglichst groß; die Baugrenzen sind so großzügig bemessen, dass sie keine Einschränkung darstellen; im Übrigen sind in der Regel keine Festsetzungen vorgesehen, die von den Bauwilligen als Einschränkung ihrer Freiheit empfunden werden könnten.

Sollte trotzdem das vom Bauwilligen ausgesuchte Fertighaus im „Toskana-, Landhaus- oder nordfriesischem Stil" nicht in den Bebauungsplan passen, scheut sich der Gemeinderat nicht, schnell und „unbürokratisch" einer Befreiung von den Festsetzungen des Bebauungsplans zuzustimmen, selbst wenn es sich um das erste Haus im neuen Baugebiet handelt. Da diese Praxis keinen Einzelfall darstellt, ist das weit verbreitete Ergebnis, dass sich die Gemeinden auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner, also auf dem geringst möglichen Qualitätsniveau treffen, das nicht mehr unterboten werden kann.

Die Bewegung zum Rand, die leere (Orts-) Mitten schafft, wird noch verschärft oder teilweise wohl auch ausgelöst durch die derzeit geltende Planungs- und Baugesetzgebung: Die Abstandsflächenregelung lässt die seit Jahrhunderten in den Ortskernen – auch in den dörflichen – übliche grenzständige oder grenznahe Bebauung nicht mehr zu. Man ist auf Abweichungen, die gesondert genehmigt werden müssen, oder auf einen Bebauungsplan mit entsprechender Regelung angewiesen. Jeder Stadt- oder Gemeinderat bzw. auch die Bauverwaltung, die als solche im kleineren Gemeinden nicht mit Fachleuten besetzt ist, sondern vom Geschäftsstellenleiter

mitbetreut wird, wird Abstand von der Aufstellung eines solchen Bebauungsplans nehmen, da die Bürgereinsprüche für Unfrieden im Ort sorgen und das Verfahren zeitlich unkalkulierbar machen und von vornherein an den Rand des Scheiterns platzieren. Die Politiker werden schon aus Angst um ihre Wählerstimmen ein derartiges Vorhaben bleiben lassen. Und letztendlich dräut hinter jedem Vorhaben das Schreckgespenst eines Bürgerentscheids, mit dem sich leicht etwas verhindern lässt, das aber nur in Ausnahmefällen Neues schafft.

Die BauNVO folgt immer noch den Prinzipien der Funktionstrennung, die in der Aufbruchstimmung der Anfangsmoderne in der Charta von Athen propagiert wurde. Damals ahnte man noch nichts von den Nachteilen und Problemen, die man sich damit schuf. Heute müsste man es besser wissen und deshalb ist eine entsprechende Änderung der Baunutzungsverordnung seit vielen Jahren überfällig. Als in der Praxis tätiger Stadtplaner konnte ich beispielsweise noch nie den Sinn eines Reinen Wohngebietes WR ergründen. Selbst die gut gemeinte Neueinführung des § 4a BauNVO der Gebiete zur Erhaltung und Entwicklung der Wohnnutzung, der sogenannten Besonderen Wohngebiete WB, scheitert in der Praxis an den überzogenen Immissionschutzanforderungen, insbesondere in Bezug auf den Lärm der Nutzungen, die neben den Wohngebäuden zulässig sind.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass das gegenwärtig gültige gesetzliche Instrumentarium nicht geeignet ist, lebendige, urbane Ortsmitten zu ermöglichen mit einer sinnvollen Nutzungsmischung und mit einer räumlichen Gestalt in der man sich auch im öffentlichen Raum wohlfühlt und gerne aufhält, sondern im Gegenteil eine entsprechende Gestaltung durch unzeitgemäße und unbrauchbare Vorschriften erschwert oder sogar verhindert.

Wie könnten also Lösungsmöglichkeiten aussehen? Meiner Ansicht nach wären folgende Aspekte wichtig, die zwar auf den ersten Blick wie Gemeinplätze aussehen, die aber, wie die Praxis zeigt, trotzdem noch lange nicht selbstverständlich sind:

Förderung der Innenentwicklung
Dazu reicht der bei einer der letzten Änderungen des Baugesetzbuches neu hinzugefügte § 13a nicht aus. Das in diesen Fällen zulässige beschleunigte Verfahren ist in der Regel illusorisch, weil bei einem innerörtlichen Bebauungsplan wegen der vielen Änderungen aufgrund von Bürgereinsprüchen die Bürgerbeteiligung ohnehin mehrfach durchgeführt werden muss.

Leerstandskataster oder -börsen
Die Flächenmanagement-Datenbank des Bayerischen Landesamtes für Umwelt bietet gute Ansätze. Sie ermöglicht die Eingabe und Auswertung von Innenentwicklungspotenzialen in Bezug auf Baulücken, innerörtlichen Brachflächen und Leerständen.

Frühzeitige Bürgermitwirkung
über das im BauGB vorgeschriebene Maß hinaus. Dabei geht es nicht nur um die Vorstellung und Erörterung der Planung, sondern um tatsächliche Mitwirkung in Form von Workshops etc., die bereits teilweise angewandt wird. Damit könnte man den immer häufigeren Bürgerbegehren zuvorkommen.

Gesetzliches Instrumentarium
Der Gesetzgeber sollte durch die zeitgemäße Überarbeitung des gesetzlichen Instrumentariums die Bemühungen zur Innenentwicklung unterstützen.

Fachleute an den geeigneten Stellen
Die immer häufiger praktizierte Abschaffung der Kreisbaumeister und der Baureferenten in den Städten ist dazu kein geeigneter Weg.

Dies alles sollte zu einer Bewusstseinsveränderung und zu einem Qualitätswettbewerb unter den Gemeinden führen: Die Gemeinden sollten sich nicht auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner, auf dem untersten Qualitätsniveau treffen, sondern sollten mit Qualität konkurrieren und sich in dieser Hinsicht gegenseitig anspornen.

Genau dies sollte im letzten Jahr mit dem bundesweit ausgeschriebenen Wettbewerb „Kerniges Dorf, Ortsgestaltung durch Innenentwicklung", der von der Agrarsozialen Gesellschaft in Göttingen initiiert und von dieser in Zusammenarbeit mit dem Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft durchgeführt wurde, angestoßen werden. Die Preisverleihung fand heuer im Januar im ICC in Berlin statt. Als Stadt- bzw. Ortsplaner, der die Gemeindeentwicklung eines der sechs Preisträger betreut, durfte ich an dieser Veranstaltung teilnehmen. Dieser Wettbewerb ist unbestritten als positives Beispiel zu sehen, das einerseits ermutigt, aber andererseits auch ernüchtert. Ernüchtert, weil sich unter den 11.191 Gemeinden in Deutschland nur 104 zugetraut haben, sich mit einem ihrer Ortsteile zu bewerben. Ermutigt, weil dieser Wettbewerb „Kerniges Dorf" genau den erwünschten Qualitätswettbewerb erreichen will. Ein weiterer positiver Aspekt dabei war, dass bei diesem Wettbewerb hochwertige Planung als Grundlage für eine positive Ortsentwicklung gesehen wurde. Denn nur mit sinnvoller und mutiger Planung besteht die Hoffnung oder vielleicht sogar die Aussicht, zentrale Funktionen wie Wohnen und Versorgung wieder vom Rand des Ortes in die Mitte zu bringen.

Nur mit Qualität – und diese beginnt mit der Planungsqualität – bestünde vielleicht auch die Hoffnung für Städte und Gemeinden im ländlichen Raum, dass sie ihrerseits nicht zu Randbereichen werden bzw. Randbereiche bleiben und damit Verfügungsbereiche für die Ballungsräume, sondern wieder lebenswert werden und damit vom Rand wieder in die Mitte der Gesellschaft rücken.

(1) Bevölkerungentwicklung, Daten, Fakten, Trends zum demografischen Wandel © Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Wiesbaden 2013

VOM RAND ZUR MITTE

Helmut Resch

Als ich vor nunmehr über 24 Jahren in die Kleinstadt Selb am Rand von Bayern kam, wurde ich innerhalb von wenigen Wochen mehrfach gefragt, ob ich denn freiwillig hierher gekommen oder ob ich nicht vielleicht doch hierher versetzt worden sei. Nein, ich war aus freiem Willen in die Stadt des Porzellans im Fichtelgebirge gekommen und freute mich auf meine Aufgabe in der Stadtplanung. Was ich damals noch nicht wissen konnte: die industrielle Monostruktur der Stadt Selb brachte die Kommune ab Mitte der 1990er Jahre in eine schwierige Situation. Durch die Krise in der deutschen Porzellanindustrie, hervorgerufen durch die Öffnung der Märkte nach Osten und Fernost, mit denen viele deutsche Standorte nicht mehr konkurrenzfähig waren und durch ein verändertes Käuferverhalten musste die Industrie schwer Federn lassen. Die Stadt verlor einen Großteil ihrer traditionellen Arbeitsplätze, und viele Familien waren von dieser Strukturkrise betroffen. Dies hatte Auswirkungen auf die Stadtgesellschaft und eine ganze Region. Plötzlich fehlten Arbeitsplätze. Viele haben die Stadt verlassen, um anderswo in Ballungszentren Beschäftigung zu finden. Aber es gab auch Überfluss, nämlich an Wohnungen. Die waren allerdings vielfach in einem bescheidenen Zustand. Keine Spur von zeitgemäßem Wohnstandard. Die Arbeitslosigkeit stieg in den zweistelligen Bereich, der Imageschaden innerhalb der Stadtgesellschaft war groß. Man kann wohl von einer Traumatisierung sprechen. Studienfreunde fragten mich, wie lange ich noch in dieser vom Niedergang betroffenen Stadt bleiben wolle, zumal sich bereits zusätzlich die Auswirkungen des demografischen Wandels deutlich zeigten.

Ich bin geblieben und habe die Herausforderung angenommen.

Mit der Aufnahme der Stadt Selb als eine von 16 Kommunen in den alten Bundesländern in das Forschungsprogramm des Bundesbauministeriums „Stadtumbau West“ im Jahr 2002 wurden die Weichen für eine zukunftsfähige Stadt gestellt. Fünf Jahre hat sich die Stadtumbaufamilie quer durch Deutschland getroffen, um über Strategien nachzudenken, zu experimentieren, sich auszutauschen und voneinander zu lernen. Und wir haben viel gelernt. Wir haben gelernt, Stadt neu zu denken.

Mit der Erarbeitung eines Integrierten Stadtentwicklungskonzeptes haben wir eine Bestandsaufnahme durchgeführt und gemerkt, dass es viele positive Potenziale gibt, die es galt, zu entwickeln. Nach einer umfassenden Analyse haben wir systematisch eine Zielpyramide erarbeitet, deren Realisierung wir kontinuierlich weiterverfolgen. Im Rahmen des Monitorings überprüfen wir unsere Erfolge und nehmen ggf. notwendige Korrekturen vor. Wir haben unsere Schwächen und Risiken festgestellt, aber auch unsere Stärken und Chancen entdeckt. Nie zuvor wurde so interdisziplinär agiert und so vernetzt gedacht. Wir haben als Stadt gelernt, als Dienstleister

aufzutreten. Die Bürgerinnen und Bürger ernst zu nehmen, deren Meinungen, Ängste, Wünsche zu erfragen und wo immer möglich zu berücksichtigen. In einem Ideenwettbewerb für Alle haben wir unser erstes Stadtumbauprojekt gestartet und einen Bürgerpark geschaffen. Dann ging es Schlag auf Schlag. Die kommunale Wohnungsbaugesellschaft als großer Wohnungsanbieter am lokalen Wohnungsmarkt hat rückgebaut, modernisiert, neu gebaut – nicht planlos, sondern in Beteiligungsprozessen interdisziplinär abgestimmt und bietet heute zeitgemäße Wohnungen an. Das erste Energieplushaus für eine Bauherrengemeinschaft ist derzeit in Planung. Wohnumfeldverbesserungen wurden vorgenommen. Soziale Projekte aus der Taufe gehoben, vom betreuten Wohnen zum Pflegestützpunkt bis zu niederschwelligen Angeboten. Die Wirtschaftsförderung hat nicht nur um neue Unternehmen geworben, sondern auch die mittelständischen Betriebe vor Ort tatkräftig unterstützt und Firmenneugründungen begleitet. Die derzeitige Arbeitslosenquote von unter fünf Prozent zeugt vom Erfolg dieser Bemühungen. Die Schulen vor Ort wurden nicht nur baulich ertüchtigt, sondern haben sich durch innovative Konzepte bayernweit einen guten Namen gemacht. Unsere Kindertagesstätten bieten zwischenzeitlich ein breites Spektrum an unterschiedlichen Betreuungsangeboten für jeden Geschmack und für Alle ohne Wartezeiten. Das Kulturangebot mit eigenem Theater sucht seinesgleichen in einer Kleinstadt unserer Größenordnung. Eine Vielfalt von Sportmöglichkeiten und eine reizvolle Naturlandschaft innerhalb der Stadtgrenzen und in der Region runden das Freizeitangebot ab.

Im Bereich Handel werden verstärkt Anstrengungen unternommen, für ein attraktives Angebot vor Ort zu sorgen. Die Stadt ist auch Pilotstadt für ein Klimaschutzkonzept und legt Wert auf nachhaltige Energiestrategien. Die Bemühungen, die Angebote im Gesundheitswesen zu verbessern, werden fortgesetzt.

Der Dialog mit allen Bevölkerungsschichten und Altersstufen ist wichtig. Die Krise gibt die Chance, Stadt neu zu denken. Es geht nicht um oberflächliche Stadtbildverbesserung nach dem Motto „Unsere Stadt soll schöner werden“. Hier geht es um existenzielle Maßnahmen zur Erhaltung der Funktionsfähigkeit und Steigerung der Attraktivität. Der Dienstleistungsgedanke in der Stadtverwaltung wird groß geschrieben. Und noch eins: Wir dürfen bei allen Bemühungen um schnelle und unbürokratische Lösungen die Planungskultur nicht vergessen!

Mein Fazit: Eine Kleinstadt „Am Rand“ hat gute Zukunftschancen, wenn sie nach einer umfassenden Bestandsaufnahme und Analyse ihre Risiken und Stärken erkennt und ihre Chancen wahrnimmt. Gemeinsam mit den Bürgerinnen und Bürgern müssen Konzepte entwickelt und konsequent umgesetzt werden. Interdisziplinäres Denken und vernetztes Handeln müssen Standard werden.

Alle Kräfte vor Ort müssen mobilisiert und begeistert werden. Gemeinsam ist der „Weg zur Mitte“ zu schaffen.

Bauamtsleiter einer Kleinstadt „am Rand“ – eine große Herausforderung! Damit möchte ich gerade junge Kolleginnen und Kollegen ermutigen, Stellenangebote in vergleichbaren Kommunen anzunehmen. Spannende Aufgaben warten auf Sie!

PODERE 1413 - AUTHENTISCHES ZEUGNIS DES VENTENNIO

Robert Rechenauer

Im ventennio – dem von 1922 bis 1943 andauernden Zeitraum des Faschismus – erhob Italien territoriale Machtansprüche, die weit über die Grenzen Europas hinausreichten. Dabei bot das eigene Land Platz genug zum Leben. Es war so groß, dass man innerhalb der eigenen Grenzen nicht nur unerwünschte Gegner verbannen, sondern verdienstvolle Parteigänger sogar kolonisieren konnte.

Berühmte Romane erzählen vom Exil und der Kolonisation. Carlo Levi gab mit seinem „Christus kam nur bis Eboli“ schon 1945 ein beredtes Beispiel vom Leben in der Verbannung. Antonio Pennacchi hingegen hat erst unlängst in seiner wahrhaft epochalen Erzählung „Canale Mussolini“ die Geschichte der Kolonisation behandelt. Die bonifica pontina stellt einen der spannendsten Kapitel in der jüngsten italienischen Kulturgeschichte dar. Anhand der Urbarmachung der Pontinischen Sümpfe und der daran anschließenden Besiedelung stellt Pennacchi den Wandel dieser bereits in der Antike beschriebenen Landschaft dar. Man darf dabei nicht außer Acht lassen, wie fremd sich die heute als Regionen bezeichneten Landstriche der Apenninenhalbinsel damals waren. Große sprachliche, kulturelle und wirtschaftliche Unterschiede trennten die Bewohner voneinander. Die Unterschiede schienen unüberbrückbar. Doch im ventennio sind die Menschen – mehr oder weniger gewollt oder ungewollt – tatsächlich zusammengerückt.

Befasst man sich mit dem Städtebau und der Baugeschichte jener Zeit, trifft man schnell auf die in den 1930er Jahren neu gegründe-

ten Landstädte Littoria (dem heutigen Latina), Sabaudia, Pontina, Aprilia und Pomezia. In unglaublich kurzer Zeit wurden diese im Zuge der Bonifica innerhalb weniger Jahre geplant und errichtet. Unterschiedliche Qualitäten prägen bis heute ihre Architektur und ihr Erscheinungsbild. Viele Gebäude sind im Original noch erhalten und in Benutzung. In der Sala Grande des ehemaligen Palazzo del Governo in Latina zeugt das Fresko La Redenzione dell´Agro Pontino – Die Erlösung des Pontinischen Ackers von Duilio Cambelotti von der laut- und bildstarken Propaganda, die das Gesamtprojekt von Anfang an begleitete.

Von 1927 bis 1939 wurden in einem großen Kraftakt die letzten von Malaria befallenen Sumpfgebiete der Pontina trocken gelegt, das Land vermessen und der Boden für den Ackerbau vorbereitet. Unter dem Aufruf zur Battaglia di grano – Getreideschlacht – sollte Italien so von seinem Getreidemangel, Ernährungsnotstand und damit einhergehenden gravierenden Handelsdefizit befreit werden. Auf dem neu gewonnenen Boden siedelte man wie zur Römerzeit Familien verdienstvoller Veteranen aus der Emilia Romagna und dem Veneto an. Benito Mussolini löste damit ein Versprechen ein, dass der König seinen Soldaten für ihren schweren Kampfeinsatz zugesagt hatte. Das Gesamtprojekt wurde von der ONC organisiert, einem Veteranenverband, der 1918 von enttäuschten heimkehrenden Soldaten gegründet wurde. Die drei Buchstaben stehen für Opera Nazionale Combattenti – Nationale Frontkämpfervereinigung. Der Verband und die faschistische Partei waren schnell handelseins geworden.

Weit weniger bekannt als die damals neu gegründeten Landstädte sind die kleinen städtebaulichen Siedlungseinheiten der Poderi. Kleine Gutshöfe, die in regelmäßigem Abstand von der ONC für die neuen Siedler bereitgestellt wurden. Sie bildeten die eigentliche Keimzelle der Kolonisierung. Antonio Pennacchi hat sie eindrücklich in seinem Roman beschrieben:

Die Höfe – oder Siedlerhäuser – waren alle hellblau gestrichen. Zweistöckig. Mit zwei Dachschrägen und hölzernem Dachstuhl. Rote Falzziegel. Dachrinnen mit Fallrohr. Auf dem Dach ein großer runder Schornstein aus Fertigbauteilen, bei allen gleich. Die nagelneuen Fenster waren grün gestrichen und hatten außen keine Fensterläden, sondern nur Mückengitter – äußerst feinmaschige Metallgitter, die die Insekten abhielten –, dann kamen die Fensterscheiben und dahinter, innen, Läden aus hell lackiertem Holz, Paneelen, die kein Licht hereinließen.

Trotz der von der ONC gepriesenen Fortschrittlichkeit gab es im Haus keine Elektrizität, kein fließend Wasser und keine Bäder. Die Anfangsschwierigkeiten waren erheblich und das agrarische Konzept, das hinter dem Projekt stand, alles andere als erfolgreich. Der Böden waren für den Getreideanbau nicht immer geeignet, die Siedler für die Landwirtschaft oft nicht qualifiziert. Der Kahlschlag

des gesamten Baumbestandes führte zu Erosionen und gewaltigen Windschäden bei der Bebauung.

Nach der Landung der alliierten Streitkräfte bei Anzio und Nettuno am 22. Januar 1944 verwandelte sich der gesamte Agro Pontino in ein Schlachtfeld, auf dem sich deutsche, italienische und alliierte Streitkräfte in einer Art Stellungskrieg über viele Wochen bekämpften. Die Jahre des mühevollen Aufbaus waren damit erst einmal zunichte gemacht. Nach dem Krieg fand eine starke Orientierung zur Industrie und dem Tourismus statt. Staatliche Subventionen führten vielerorts zu einem unkontrollierten städtebaulichen Wachstum.

Das rechtwinklige Raster von Kanälen und Straßen, das seit Hippodamos nahezu alle Kolonien als eigenständiges Gestaltungsmerkmal aufweisen, prägt bis heute die Landschaft der Pontinischen Ebene. Das Raster bildet ein System von Siedlungsachsen, entlang derer sich die Bebauung immer noch ausrichtet. Nahezu verschwunden ist allerdings der originäre Bautypus des Podere. Begibt man sich auf die Spurensuche, so stellt man schnell fest, dass von den ursprünglich 3.500 Höfen so gut wie keiner mehr erhalten ist.

Wie so oft sind es die entlegenen Winkel und Seitenstraßen, wo sich das Alte am längsten hält. Zwischen Terracina und Latina kann man unweit der Via Appia am Migliara 48 hinter Büschen und Sträuchern das Podere 1413 entdecken. Sichtlich gealtert, doch nahezu unverändert scheint es die Dekaden nach dem Krieg relativ unbeschadet überstanden zu haben. Sicherlich ist es eines der wenigen – wenn nicht gar das letzte – authentische Gebäude der bonifica pontina. In großen aufgesetzten Einzelbuchstaben prangen die Ziffern an der Außenwand und weisen das Haus als Kind des ventennio aus. Bezeichnenderweise hatte man den Siedlerhöfen, wie den Straßen, keine Namen verliehen, sondern diese einfach durchnummeriert. Neben der ihm zugewiesen Nummer 1413 trägt das Haus noch den originalen hellblauen Farbanstrich. Man glaubte, dass die Farbe die Anopheles-Mücke fern hält und hoffte, dass so die todbringende Malaria außer Haus bleibt.

Literaturhinweise

Bodenschatz Harald (Hg.), Städtebau für Mussolini - Auf der Suche nach der neuen Stadt im faschistischen Italien, DOM publishers Berlin 2011
Gilmour David, Auf der Suche nach Italien - Eine Geschichte der Menschen, Städte und Regionen von der Antike bis zur Gegenwart, Klett-Cotta, Stuttgart 2013
Grossi Venceslao, Il Territorio di Carta, La trasformazione della struttura storica territorale di Terracina e dall´area pontina attraverso la cartografia storica, Comune di Terracina 1997
Lampugnani Vittorio Magnago, Die Stadt im 20. Jahrhundert - Visionen, Entwürfe, Gebautes, Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 2010
Levi Carlo, Christus kam nur bis Eboli, München 1982

Pennacchi Antonio, Canale Mussolini, Carl Hanser Verlag München 2012
Istituto di Studi Romani (Editore), La Bonifica delle Paludi Pontine, Casa Roma 1935
Rossetti Vincenzo, Dalle paludi a Littoria, Diario di un medico 1926-1936, Polombi Editori Roma 2002
Regione Lazio / Ministero per i Beni e le Attività Culturali / Touring Club Italiano, Metafisica Costruita, Le Città di fondazione degli anni Trenta dall`Italia all`Oltremare, Touring Editore Milano 2002

EIN FREUND, EIN GUTER FREUND …

Erwien Wachter

Gelegentlich fallen sie einem auf, die kleinen Bauten, die mit ihren geraden oder geschwungenen Dächern auf dünnen oder dicken Beinen Erinnerungen wachrufen. An eine Zeit, in der sie zu einem neuen Lebensgefühl gehörten, indem sie als Quell des Kraftstoffs dienten, der dem Automobil den Weg in die große weite Welt versprach. Und immer, wenn etwas die Augen der Menschen zum Glänzen bringt, wird es sogleich von den Medien aufgesogen und zum Handlungsort einer bewegenden Traumwelt erkoren. Diese kleinen Bauten wurden so zum unverzichtbaren Zubehör jenes Spiegelbildes gesellschaftlichen Aufstiegs, der im Automobil seinen Ausdruck fand. Und so brachte ein deutscher Operettenfilm mit Willy Fritsch, Oskar Karlweiß und Heinz Rühmann in den 1930er Jahren das Volksgemüt in Wallung. „Die Drei von der Tankstelle“, allesamt bankrott, versuchten ihr Glück als Tankstellenbesitzer und natürlich verliebten sich alle drei in die im chicen Cabrio vorfahrende, hinreißende Lilian Harvey. Die unvermeidlichen Verwicklungen hinderten die guten Freunde aber nicht am Aufstieg ins Direktorenzimmer einer Tankstellengesellschaft.

So unvermeidlich dies war, war es auch, dass sich schließlich Lilian Harvey und Willy Fritsch als Traumpaar in die Arme sanken und die zugehörigen Lieder als unvergessliche Schlager alle Hoffnungen in eine erfolgversprechende Zukunft schürten, die eine dieser Tankstellen nach der anderen aus dem Boden sprießen ließen.

Da stehen sie nun heute, die Überlebenden dieser einst den fortschrittlichen Geist so prägenden Konstruktionen am Rande oder auch inmitten unserer Dörfer als Relikte der immer noch so unverzichtbaren Versorgungsstationen für unsere über alles geliebten Statussymbole. Einst unverzichtbar für die Mobilitätseuphorie zur Reise in jeden Winkel dieser Welt, so irritieren sie heute gelegentlich die Ortsbilder. Oft sind sie nur auf den zweiten Blick bemerkbar. Aber ihre individuellen Ausformungen, ob kühn auskragend mit überdimensionierten Schildmützen oder als dicke Scheiben auf dünnen Beinen oder als dünne Platten auf ebenso dünnen Stelzen, pilzförmig oder ausgehöhlt, in Holz, Beton oder Stahl mit rechteckiger oder dynamisch ovaler oder auch kreisförmiger Gestalt oder ländlich angepasst oder zu schwungvoll überhöht sich an den Straßenrand drängend, dabei über kleine Kassenhäuschen hinausschwingend, gedacht zum Schutz der Zapfsäulen und der einst so hungrigen PKWs einschließlich ihrer stolzen Besitzer. Das ist nun vorbei, die Labels der Ölmultis sind meist verschwunden. Es gibt dort kein Aral mehr, kein Agip, BP oder Esso. Jetzt geht es um Essen und Trinken. Schilder verweisen auf einen „Drive In Imbiss“, auf Kaffee für 50 Cent oder Bratwurst mit Brot für 1,50 Euro. Aber auch vieles andere füllt den Raum unter den altehrwürdigen Dächern, die sich oft den neuen Nutzungen zu widersetzen scheinen. Aufgereihte Gebrauchtwagen oder Oldtimer, Blumenaustellungen für den häuslichen Balkon, Dönerstationen, Hähnchengrills, Landwirtschaftsbedarf und anderes mehr, was alles unter diesen von ihrem Zweck entlasteten Dächern und den verbliebenen Kassenhäuschen Unterschlupf gefunden hat.

Schön ist das kaum mehr. Aber die Ölkonzerne selbst haben es nicht so mit der Historie ihrer einst so wichtigen Vertriebsstellen. Sie bauen lieber moderne Sprit-und–alles-sonst-Versorgungsstationen im optimierten Einzugsbereich. Super, nicht normal muss alles sein, und gewiss sind sie sich auch, ohne Tankstellen würde das Land stehen bleiben und Dürre im Tank wäre wohl der GAU für jeden Automobilisten. Wie früher eben auch – nur, ein Freund, ein guter Freund … das Lied ist schon lange im alltäglichen Geschäft verhallt.

AM RANDE BEMERKT – DIE MARGINALIE

Cornelius Tafel

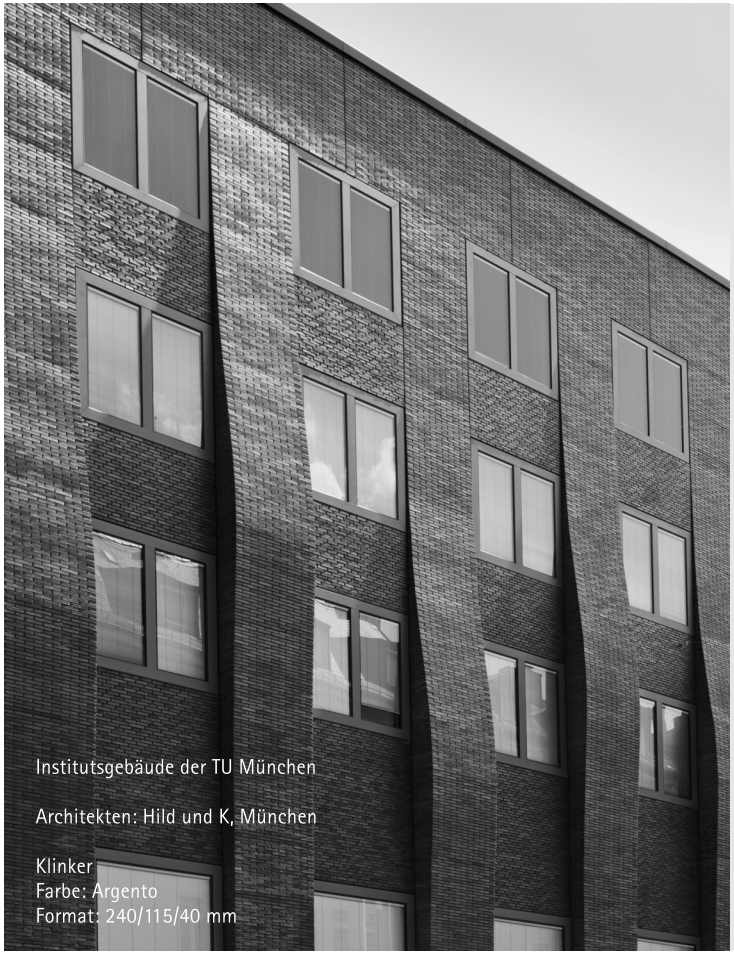
Das lateinische Wort margo bedeutet Rand. Die davon abgeleitete Marginalie ist ein Text, der am Rande der Buchseite, neben dem Fließtext, in einem zumeist eigens dafür freigehaltenen Randstreifen, der Marginalspalte, steht. Im übertragenen Sinne bedeutet Marginalie daher auch, weil am Rand stehend, soviel wie Nebensächlichkeit. Das ist ebenso die Bedeutung des Begriffs Marginalie im Alltagsgebrauch: nebensächlich im Sinne von unwichtig. Diese Abwertung wird jedoch dem Potential der Marginalie nicht gerecht. Die Marginalie kann Teil der Systematik eines umfassenden Werkes sein und als Übersicht am Rande, als so genannte lebende Kolumne, der Orientierung dienen, indem sie stichwortartig den weiteren Textverlauf ankündigt. Dann ist sie eng an den Gedankengang des Fließtextes gebunden.

Häufiger jedoch ist die Marginalie ein Ort der Freiheit, ja der Anarchie: ohne an den weiteren Textverlauf gebunden zu sein, kann sie ergänzen, erläutern, kommentieren, einschränken oder gar widersprechen, letzteres vor allem dann, wenn die Autoren von Fließtext und Marginalie verschiedene Personen sind. Anders als der Fließtext, der, als Teil eines Gesamtkontextes zum vorangegangenen und zum nächsten Textabschnitt Verbindung hat, ist die Marginalie nur lose an ein Stichwort des Haupttextes gebunden, ohne Verbindung zu anderen Textteilen, eine Art Apropos. Die Marginalie ist daher keinen Zwängen des Gesamtzusammenhangs unterworfen und steht daher anderen Kurztextformen mit hohen Freiheitsgraden nahe, dem Aphorismus, der Sentenz, der Glosse, der Anekdote. Sie ist freiwillige Zutat zu einem Text, der auch ohne sie bestehen muss. Wo nichts anzumerken ist, bleibt die Randspalte einfach frei. Damit erfüllt sie auch eine andere Bedeutung des Wortes „margo“, wie sie sich im französischen „marge“ weiterentwickelt hat. Dann bedeutet sie soviel wie (Gewinn)-Spanne oder auch: Spielraum.

IN EIGENER SACHE

Die BDA Informationen 2.14 befassen sich mit dem Thema „Unter der Oberfläche“ Und wie immer freuen wir uns über Anregungen, über kurze und natürlich auch längere Beiträge unserer Leser.

Redaktionsschluss: 19. Mai 2014



Institutsgebäude der TU München

Architekten: Hild und K, München

Klinker
Farbe: Argento
Format: 240/115/40 mm

Klinker-Fassaden

Aus dem GIMA-Produktsortiment

- Klinker
- Klinker-Riegelformat
- EURO-Modul-Klinker
- Terrakotta-Fassaden
- Altbaierische Handschlagziegel
- Akustikziegel
- Ziegelsichtmauerwerk-Fertigelemente

Girnghuber GmbH
Ludwig-Girnghuber-Straße 1
84163 Marklkofen

Telefon 08732-24-0
Telefax 08732-24-200

www.gima-ziegel.de

GIMA
Qualität aus Ton

STADTKRITIK I

Stadt, ohnehin in aller Munde, kann heute amalgam, kreativ, spekulativ, ökologisch und noch viel mehr sein. Was da heißt, Stadt ist so vielfältig, dass man alles auf sie projizieren und alles in ihr finden oder an ihr vermissen kann. Wir begeben uns nicht in diesen spekulativen Irrgarten, sondern befassen uns mit dem was ist, was wir sehen, riechen, hören, fühlen. Wir sprechen von Räumen, Gebäuden, Proportionen, Straßen und Plätzen, aber auch von Licht und Schatten, Duftendem oder nur Riechendem, Geräuschen, Lauten und Lärm, Buntem und Grauem, Freude und Grauen. Natürlich nicht alles zur gleichen Zeit und natürlich auch nicht allumfassend in der jeweils betrachteten Stadt.

Es werden Ausschnitte und Skizzen aktueller Situationen entstehen, die in der jeweiligen Stadt bedeutsam sind. Wir wollen Situationen beleuchten, positive wie negative und uns damit in Diskussionen einmischen oder sie anstoßen. Wir betrachten große, mittlere, kleine und kleinste Städte, wagen uns auch aufs Dorf und in die Peripherie. Unterschiedliche Autoren beschäftigen sich mit Situationen, die ihnen bedeutsam erscheinen und die für die Allgemeinheit und unsere Leser von Interesse sein könnten.

Den Start macht die Stadt, die den Anspruch erhebt, die erste unter den bayerischen Städten zu sein, die Landeshauptstadt München.

VIERZIG UND ZWEI JAHRE GEHWEGPLATTE

Michael Gebhard

Vor zwei Jahren war das 40-jährige Jubiläum der Münchener Fußgängerzone. Ihr seid zu spät, könnte man also gleich zu Anfang einwenden. Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben – vorzugsweise mit Missachtung und Desinteresse. Macht nichts, antworten wir, es hat sich ja seither nichts grundlegend verändert, zumal die Vorboten einer Veränderung gerade jetzt erkennbar sind. Genau deshalb ist der Zeitpunkt richtig, noch einmal genau hinzuschauen.

Sie war nicht die erste Fußgängerzone in Deutschland. Wie so oft hat es in München etwas länger gedauert, bis sich ein innovatives Konzept durchsetzen konnte. Einfach war es trotzdem nicht. Die erste Fußgängerzone in Deutschland ist die Treppenstrasse im Zentrum Kassels, die bereits 1953 eröffnet wurde. 1967, also zehn Jahre später, wurde in München der Wettbewerb zur Umgestaltung von Neuhauser- und Kaufingerstraße mit anschließenden Seitenräumen entschieden. In der Diktion eines der Verfasser des später realisierten Wettbewerbsentwurfs, Professor Bernhard Winkler, sollte „das Wesen der Straße von einem Flur, der nur zum Durchgehen dient, sich zu einem menschlichen Lebensraum hin verändern, dessen Aktivitäten von sehr komplexer Natur sind. Der Aufenthalt, das Verweilen in diesem Raum sollte ausschlaggebend sein, nicht das Gehen als Fortbewegung." Ein schöner Leitsatz, an dem man die Qualität der Fußgängerzone auch und gerade heute messen sollte.

Erfolg, Veränderung – Wertschätzung?

Oft, vielleicht sogar schon zu oft für aufmerksames Hinsehen, sind wir alle durch die Fußgängerzone gegangen. Vor 40 Jahren hat man sicherlich ein anderes Bewusstsein gehabt für die neuen Errungenschaften, wie die Freiheit der Bewegung, das unbehinderte Flanieren in einem zentralen öffentlichen Straßenraum, die einheitliche Bodengestaltung von Hauskante zu Hauskante, eine nicht von abgestellten Formblechbehältern verstellte Raumwirkung. Heute sind das den Meisten

nur noch wenig beachtete Selbstverständlichkeiten. Der Aufmerksamkeit gleichermaßen entzogen sind die Dinge, die im Zuge einer graduellen, schleichenden Veränderung Einzug gehalten haben. Geschäftlich erfolgreich ist sie allemal, die Münchener Fußgängerzone. Das beweisen statistische Erhebungen zu Umsatzzahlen, Passantenströmen und Ladenhöchstmieten jährlich aufs Neue. Das optische, das gestalterische und das atmosphärische Bild, das sie uns heute liefert, passen dazu allerdings nicht. Was wir heute sehen können oder vielleicht treffender sehen müssen, ist ein in die Jahre gekommenes Gestaltungs- und insbesondere Materialkonzept. Hier feiert die Münchener Gehwegplatte Triumphe. Zusammen mit unregelmäßig in variierender Breite angelegten Gliederungsstreifen aus Kleinsteinpflaster und parallel dem Raumverlauf folgenden Pflasterrinnen ist sie das bestimmende, ja beherrschende Material. Da sie sich jetzt auch noch großflächig in weitere neugestaltete Zonen wie das Tal und die Sendlinger Straße ausbreitet, muss hier einmal deutlich darauf hingewiesen werden, dass sie kein angemessener Bodenbelag für derart wichtige und wertvolle Stadträume ist. Würden Sie in Ihrem Wohnzimmer PVC verlegen, während nebenan im Bad Marmor liegt? Wohl kaum.

Altern in Würde, Patina als Spur des Lebens und Gebrauchs, das ist ein grundlegendes Thema in der Auswahl des Materials, auch bei Straßen- und Platzbelägen. Die in der Betoneuphorie der damaligen Zeit gewählte Betonplatte strahlt weder im neuen noch im gealterten Zustand etwas Reizvolles, geschweige denn Würdiges aus. Sie ist pragmatisch, praktisch und kostengünstig – nicht mehr und nicht weniger. Es scheint in München kein Konzept zu geben, das für die Politik, die Bürger und die Planer beispielsweise in Form einer Kategorisierung der städtischen Freiräume zum Ausdruck bringt, wo welche Wertigkeit angemessen ist und einer Gestaltung zugrunde zu legen ist. Sonst könnte die Fußgängerzone schon lange nicht mehr so aussehen, wie sie aussieht. In anderen Städten legt man mehr Wert auf die Qualität, Haltbarkeit und Alterungsfähigkeit des Bodens der wertvollsten Stadträume. Regensburg sei hier als leuchtendes Beispiel genannt, aber selbst die sparsamen Augsburger Schwaben sind derzeit damit beschäftigt, große Teile ihrer Innenstadträume auf ein angemessenes Niveau zu bringen.

Alles moderat

Würde man versuchen, die Eindrücke vom Leben in der Fußgängerzone mit einem Wort zu charakterisieren, so käme vermutlich „moderat" dabei heraus. Alles erscheint auf irgendeine Art moderat. Es gibt Außengastronomie, die trotz großen Drucks von der Stadtverwaltung noch auf einem moderaten, verträglichen Level gehalten werden kann. Es gibt Verkaufsstände (meist Obst und Blumen oder gebrannte Mandeln, manchmal auch traditionellere Maroni), es gibt ein bisschen Grün. Alles in Maßen, alles moderat. Es gibt eine moderate Anzahl von Sitzgelegenheiten, Bettlern, Fahrradständern und Hundeklos und

in der Summe ergibt das einen nur moderaten Charakter.

Die Häuser, die den Raum säumen, haben sich in diesen 40 Jahren oft mehrmals gehäutet. Manche sind dabei sogar schöner geworden, andere nur „moderner". Das eine oder andere der allerneuesten Umgestaltungsprojekte hat trotz ästhetisch ansprechender Fassade aber leider den Maßstab in der Gliederung verfehlt, hält sich wohl eher für eine „Einkaufskathedrale" als für ein Geschäftshaus unter seinesgleichen. Selbst ehrwürdige Kirchenbauten werden da in den Schatten gestellt. Die Gewichtsverschiebung, die hier zum Ausdruck kommt, kann man in Frage stellen, die Fußgängerzone als Raum verträgt es. Das räumliche Kontinuum zwischen Karlstor und Marienplatz ist stark genug, um mit dieser Vielfalt umzugehen.

Neu, altneu oder ganzneu ?

Wer, wie wir es hier versuchen, genauer hinsieht, kann derzeit die ersten Ansätze eines Aufwertungsbemühens erkennen. So wie es sich darstellt, muss es wohl eher Renovierung denn Neugestaltung genannt werden. Wie im marienplatznahen Abschnitt der Sendlinger Straße bereits sichtbar, scheint es Absicht der Stadt zu sein, die Kleinsteinpflasterzeilen und Rinnen durch dunkle Natursteinplattenbänder zu ersetzen. Wenn das so kommen soll, ist es ein beinahe denkmalpflegerischer, aber leider auch mutloser Ansatz. Schwarzgrau an mausgrau. Harmoniert, aber leider nur in brüderlicher Tristesse. Die verlegten Natursteinstreifen jedenfalls erreichen nicht den gleichstarken Gliederungseffekt wie die Pflasterbänder mit ihrer weit prägnanteren Körnigkeit. Das verspricht noch homogener in der Wirkung zu werden als es ohnehin schon ist. Attraktiver wird der Stadtboden so nicht.

Wählt man einen solcherart konservierenden Ansatz, muss man gute Gründe dafür haben. Sei es, man hat kein Geld, sei es, man hält das ursprüngliche Gestaltungskonzept für so bedeutend, dass es der Nachwelt unbedingt zu erhalten wäre. Beides ist hier unwahrscheinlich.

Die Landeshauptstadt München hat vermutlich so viel Geld in den Kassen wie nie, und das Gestaltungskonzept ist nicht mehr als ein Kind seiner Zeit, dessen Anspruch auf zeitlose Gültigkeit wir verneinen möchten, zumal es an Aufenthaltsqualität missen lässt. Aufenthaltsqualität ist mehr als die Möglichkeit, von Fahrzeugen aller Art unbelästigt durch die Straßen gehen zu können. Obwohl in der Fußgängerzone immer etwas los ist, ist sie doch kein Platz, an dem man sich als Münchener in eines der zahlreichen Freischankangebote setzen würde. Die Wortwahl „Freischankangebot" macht deutlich, womit wir es gerade nicht zu tun haben, was uns eher davon abhält, uns hier aufhalten zu wollen. Angeboten wird uns eben kein Garten, auch kein Straßencafe, sondern etwas seltsam Undefiniertes, Beiläufiges, wenig Charakteristisches und Charakter-

volles. Weitere, insbesondere nichtkommerzielle Aufenthaltsmöglichkeiten, außer den frei verschieblichen silbernen Stühlchen gibt es kaum. Alles in diesem Raum ist sehr beilläufig, ja flüchtig angelegt. Der kontinuierliche, mal stärker und mal schwächer dahinfließende Passantenstrom ist das bestimmende Element. Das Motto ist klar: Geh shoppen, bleib nicht zu lange und wenn du schon meinst verweilen zu müssen, dann zahl gefälligst dafür. Geschäftlich funktioniert das. Warum sich also beklagen? Denkt man darüber nach, stellt sich sehr schnell die Erkenntnis ein, dass dieser Zustand Ausdruck einer ziemlich vollkommenen Funktionalisierung ist.

Stadtraum, wie wir ihn uns vorstellen, funktioniert anders. Er hält ein differenziertes Angebot für unsere Aktivitäten im städtischen Außenraum bereit. Wir wollen dort auch mal sitzen ohne zu konsumieren, ausruhen, verschnaufen, einfach nur schauen, auf Bänken, vielleicht auch nur auf Stufen oder Sockeln, weniger auf Gartenstühlchen, die so schön beiläufig sind und sich so gerne um die rückhaltgebenden Pflanzkübel schutzsuchend zusammenrotten, die auch im Sitzen noch den Flüchtigkeitsgedanken widerspiegeln. Eine solide Bank, ein zum Sitzen geeigneter Sockel oder Sitzstufen strahlen die Anmutung des Festen und Unverrückbaren aus. Der freistehende Stuhl, so reizvoll er auf den ersten Blick erscheinen mag, ist ein Symbol der Vereinzelung und der Verfügbarkeit. In diesem Modell für Sitzen im Stadtraum ist nichts Gemeinschaftliches und Verbindendes. Ein dislozierbares Objekt im Strom der Passanten. Das Sitzmodell als perfekter Spiegel der allumfassenden Dominanz des Passantenstromes.

Zwischen ästhetischer Dauerhaftigkeit und Sensation

Die Frage der notwendigen Sanierung durch eine Neugestaltung mit einem möglichst offenen konkurrierenden Verfahren zu lösen, wäre die eleganteste Lösung gewesen. Wir wissen nicht, warum es dazu nicht kam. Gegner dieses Vorgehens gibt es immer und allerorten zuhauf. Oft genug setzen sie sich leider auch noch durch.

Alle 40 oder auch schon 20 Jahre neu gestalten oder das Bewährte bewahren, sind zwei gegensätzliche Pole. Für beide lassen sich gewichtige Argumente ins Feld führen. Bewahren setzt immer Bewahrenswertes voraus, setzt auch voraus, dass ein Gedanke des Bewahrens und der Dauerhaftigkeit schon im Ursprung angelegt wurde. Das aber geht gerade vielen der Freiraumgestaltungen aus den 1960er und 1970er Jahren ab. Dort, wo dies allerdings geschehen ist, stellt sich kein Eindruck der Schäbigkeit und Vernachlässigung ein. Dort hat sich in der Regel eine angenehme Patina gebildet, eine die Härte des Neuen mildernde, Steine und Flächen mit Nutzungsspuren versehende und häufig die Farbigkeit ins Changierende hinüberspielende Gebrauchsspur, die keineswegs als Abnutzung wahrgenommen wird, sondern vielmehr dazu ange-

tan ist, eine gewisse, dezente Würde auszustrahlen. Das was wir an Wohlgealtertem so schätzen.

Haltbarkeit und Dauerhaftigkeit sind nicht nur Kriterien der Materialwahl sondern auch der Ästhetik. Ästhetische Haltbarkeit oder auch ästhetische Nachhaltigkeit ist leider ein komplett in Vergessenheit geratenes Gestaltungskriterium. Manche verwechseln diese Haltung mit Einfallslosigkeit, andere diskreditieren sie bewusst, indem sie sie mit dem Begriff Langeweile stigmatisieren. Die Extreme kurzlebiger Neugestaltungsansätze sind heute in Kopenhagen mit dem Landschaftspark Superkilen von Topotek 1 + BIG Architects + Superflex oder dem roten Raiffeisenplatz von Pipilotti Rist in St. Gallen zu besichtigen, vielleicht auch zu bestaunen. Beide mit großer Begeisterung aufgenommen, nicht nur von der Bevölkerung. Folgt auf das berechtigte erste Staunen das Nachdenken, wird schnell klar, dass diesen Projekten kein Dauerhaftigkeitsgedanke innewohnt. Hier ist die Kurzlebigkeit Programm. In zweierlei Hinsicht. Das Material ist nicht geeignet, gute Patina anzusetzen und die Ästhetik ist so extrem zeitbezogen, dass zu befürchten ist, sich in kürzester Zeit daran zu übersehen. Spätestens dann handelt es sich um Mode der letzten Saison. Alles in allem ein enormer Aufwand für eine kurzfristige Angelegenheit, um rasch von der nächsten Sensation abgelöst zu werden und dann schnell in Vergessenheit zu geraten – Schnee von gestern.

Derartiges braucht München jedenfalls nicht in der Sendlinger Straße.

Ansprüche an eine europäische Großstadt

An eine Großstadt, die im Konzert europäischer Großstädte mitspielen will, kann man für die Stadträume im zentralsten Bereich, im Herzen der Stadt, hohe und höchste Ansprüche stellen. Entsprechend groß und breit muss der Gedanken- und Ideenpool im Wettstreit um eine adäquate Gestaltung geöffnet werden. Kleinere bayerische Städte sind hier der Landeshauptstadt schon voraus.

Ein abschreckendes Beispiel provinzieller Gestaltung in bester Lage und somit vertaner Chancen können wir am Oberanger, in räumlicher Nähe zur Fußgängerzone bereits bestaunen. Abstandsgrüncharme neben Betonplattenödnis, als Sahnehäubchen eine zur Kunst stilisierte Duschkabine. Der Ästhet fröstelt und sucht mit Ganzkörpergänsehaut schnell das Weite. Der Jakobsplatz ist gottlob nicht weit und verspricht hier Linderung.

Es bleibt die Hoffnung. Die Hoffnung, dass der Zug für die Fußgängerzone nicht schon in die falsche Richtung abgefahren ist. Wenn doch, ist Kurskorrektur, Umleitung auf das richtige Gleis vielleicht eine lohnenswerte Aufgabe für einen ästhetisch sensiblen und entscheidungsfreudigen neuen Münchener Oberbürgermeister.

IN ALLER MUNDE

Cornelius Tafel

Der Name Cornelius Gurlitt ist seit einigen Monaten in aller Munde, jetzt erneut wieder nach der Entdeckung einer weiteren Sammlung moderner Kunst in einem Salzburger Wohnhaus. Die mediale Präsenz des Namens steht in Gegensatz zur Öffentlichkeitsscheu seines Trägers mit dem ebenso märchenhaften wie dubiosen Kunstbesitz.

Investigativ spürte die Medienwelt den familiären Verstrickungen nach, gab sich bei der genealogischen Aufarbeitung aber gern mit der nächst älteren Generation, dem Vater Hildebrand Gurlitt (1895 bis1956) zufrieden, der eine faszinierende und, wie es scheint, für Intellektuelle zeittypische Rolle gespielt

hat zwischen willfähriger Anpassung an den grotesk-banausischen Kunstgeschmack der Nationalsozialisten und geschäftstüchtiger Vermarktung eben der Kunst, die offiziell als „entartet" gebrandmarkt wurde.

Diese Beschränkung des medialen Interesses auf Vater und Sohn greift zu kurz: Erst mit Einbeziehung des Großvaters zeichnet sich eine exemplarische Familiengeschichte von der Reichsgründung bis zur Gegenwart ab, über vier politische Systeme – Kaiserreich, Weimarer Republik, NS-Zeit und Bundesrepublik – hinweg. Der Vater von Hildebrand und Großvater von Cornelius Gurlitt hieß, wohl namensgebend für den Enkel, ebenfalls Cornelius (zuvor hatte es in der Familie bereits einen anderen bekannten Träger dieses Vornamens gegeben). Dieser Cornelius Gurlitt (1850 bis 1938) ist eine der bedeutendsten Kunsthistorikerpersönlichkeiten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Sein Name ist untrennbar verbunden mit der Wiederentdeckung des Barocks als herausragender europäischer Kulturperiode; das Barock hatte in Klassizismus und den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ebenfalls als „Entartung" gegolten (wenn auch ohne die aggressiv-menschenverachtende Haltung des Nationalsozialismus gegenüber der modernen Kunst); exemplarisch dafür etwa Jacob Burckhardts deutliche Vorbehalte gegenüber dem Barock.

Im Historismus bestand ein enger Zusammenhang zwischen der Wertschätzung für eine vergangene Kunstperiode und der Verwendung ihres Formenrepertoires in der aktuellen Architekturproduktion. Es ist also nicht zuviel gesagt, wenn man feststellt, dass die bedeutenden späthistoristischen Bauten eines Friedrich von Thiersch oder eines Gabriel von Seidl ohne die vorbereitenden und begleitenden Arbeiten von Kunsthistorikern wie Cornelius Gurlitt gar nicht erst entstanden wären. Gurlitt war auch nach seiner Emeritierung 1920 außerordentlich aktiv und hatte in der Weimarer Republik zahlreiche Ehrenämter inne, unter anderem auch als Präsident des BDA. Sein Sohn Hildebrand war zu der Zeit schon ein höchst erfolgreicher Museumsdirektor und Kurator für Ausstellungen moderner Kunst. Die rassistische Politik des Dritten Reiches veränderte die Lebenssituation der Gurlitts von Grund auf: Cornelius Gurlitt und damit auch seine Familie wurden zu Halbjuden erklärt. Während Cornelius Gurlitts Name aus der Öffentlichkeit verschwand, musste Hildebrand seine öffentlichen Ämter aufgeben. Als Kunsthändler verkaufte er die von ihm zuvor öffentlich propagierte moderne Kunst illegal unter der Hand und stieg dann, in einer eher geheimen zweiten Karriere, zu einem der führenden Kunsteinkäufer des Dritten Reiches auf. Heimlichkeit ist auch das Kennzeichen der Lebensführung von Cornelius Gurlitt dem Jüngeren, der die vom Vater unter noch zu klärenden Umständen erworbene Kunstsammlung über Jahrzehnte dem Blick der Öffentlichkeit entzog.

So folgen in der Familie Gurlitt drei höchst unterschiedliche Persönlichkeiten und drei

sehr verschiedene Umgangsweisen mit Kunst aufeinander. Auf den weltbekannten Pionier im Umgang mit der Kunst der Vergangenheit folgt der verhinderte Protegé moderner Kunst im Widerspruch zwischen Kunstverstand und politischer Verstrickung; den melancholischen Abschluss bildet ein scheinbar weltentrückter Sonderling, der wie ein Übriggebliebener inmitten von Kunstwerken lebt, die einmal den Aufbruch in eine neue Zeit verhießen.

HYBRIDER ANTRIEB: EIN ALTER HUT

Kritisches zu einem aktuellen Thema
Wilhelm Kücker

Also, sprach Ben Akiba, alles war schon einmal da.

Vorbemerkung: Man möge mir den flapsigen Titel nachsehen. Aber damit ist der Tenor, ja die Tendenz dieses Beitrags schon benannt. Der Leser sei also gewarnt.

Zur Sache. Was soll das hier heißen: „hybrid"? Ich kannte dieses Adjektiv bisher nicht. Abgeleitet wohl von „Hybris": menschliche Überhebung gegen göttliches Gebot. Beispiele: Prometheus und Hitler. Beide brachten den Menschen das Feuer, allerdings aus unterschiedlicher Motivation.

Ich musste jetzt feststellen, das „hybrid" auch gebräuchlich war für gemischt, von zweierlei Herkunft (Bastard), etwa für antike Fabelwesen wie die Meerjungfrau: halb Mensch, halb Fisch. Das sogenannte Hybrid Automobil heißt so, weil es, anders als das bis jetzt gewohnte, durch zwei unterschiedliche Antriebsaggregate im Wechsel fortbewegt werden kann: den klimaschädlichen Verbrennungsmotor

wie von alters her und einen emissionsfreien Elektromotor. Frage, warum nicht gleich nur diesen? Na ja, der schafft's allein (noch) nicht.

Zur Erheiterung einige kleine Kostproben aus der Marketingprosa zu den inzwischen neu entwickelten Elektroautos: „Eine neue Ära nachhaltiger Mobilität beginnt jetzt – mit unserem elektronischen BMW. Wegweisend, neue Maßstäbe setzend, ökonomischer Lifestyle. Infotainment." Oder weiter: „100 Prozent Fahrfreude bei null Emissionen. Die intelligentesten Autos, die wir je gebaut haben, warten auf Sie." (Mercedes-Benz). Na, da wird's aber Zeit!

Stichwort „Intelligenz". Heute arg strapaziert. Personenbezogene Eigenschaften umstandslos auf Gegenständliches anzuwenden: „Künstliche Intelligenz", also „Technik, die mitdenkt", „Intelligente Maschinen, „die wie wir sind". Ähnlich beliebt: „smart". Wer das selbst nicht ist, kann diesen Mangel durch ein Smartphone ausgleichen.

Schifffahrt: frühestes Beispiel hybriden Antriebs

Ich komme zur eigentlichen These dieses Beitrags, dass die hybride Technik der Fortbewegung uralt ist, allerdings nicht an Land sondern zu Wasser. Das früheste Beispiel bietet seit unvordenklichen Zeiten die Schifffahrt mit ihrer Kombination von Rudern und Segeln, einer geradezu archaischen Technik. Hybrid „avant la lettre", wie man wohl sagen könnte.

Die Geschichte der Schifffahrt reicht weit zurück. Die Phönizier waren wohl die Frühesten. Ruderschiffe gab es auf den Flüssen Chinas schon im 3. Jahrtausend v. Chr. In Nord- und Westeuropa waren es die Segelboote. Die hybride Schifffahrt ist uns um Jahrtausende voraus, das so aktuelle Thema also in der Tat ein „alter Hut". Man könnte es vornehmer formulieren. Ändern würde das nichts.

Die Wikinger! Ihre leichten Kielboote waren aus Eichenholz und Spanten mit einem Mast vorn und Rahsegel. Sie boten Platz für bis zu 80 Ruderern. Mit denen sie tausende Seemeilen von Kontinent zu Kontinent bewältigt haben.

Segel und Ruder: eine naheliegende Kombination. Auf den kräftesparenden Wind war kein Verlass. Ruderschiffe dieses Prinzips meisterten die Seefahrt seit der Antike. Sie war weltweit Standard. Der Ausgang der zahlreichen Seegefechte hing entscheidend von der Position zur Windrichtung ab. Das Rudern erleichterte das Manövrieren.

Bildmaterial?

Damit ist es schlecht bestellt. Einige prähistorische Felszeichnungen haben sich erhalten – wenig anschaulich. Detailreicher die antiken Vasenmalereien. Bestens, auch vielfach in Fachbüchern publiziert: die attische Vase (um 470 v. Chr.) im British Museum, London: „Odysseus bei den Sirenen". Explizite Darstellung eines hybriden Schiffstyps. Zu sehen eine Szene aus der Odyssee. Sie zeigt Odysseus, rücklings an den Mast (mit gerafftem Rahsegel) festgebunden, und fünf Gefährten sowie ein Schlagmann am Steuer, um ihr Leben rudernd.

Eine deutlich ältere Darstellung von Segel-Ruderschiffen, die sogenannte Puntflotte, findet sich als Relief am Tempel der ägyptischen Königin Hatschepsut (1490 bis 1468 v. Chr.) in Deir-el-Bahari bei Theben.

Kriegerische Auseinandersetzungen auf See

Schon in der Frühzeit der Schifffahrt war sie nicht nur ein Mittel des Handels und kulturellen Austauschs, sondern bald auch eines der kriegerischen Auseinandersetzung zwischen den sich entwickelnden Seemächten um die Vorherrschaft auf den Weltmeeren. Die letzte große Schlacht der Segelschiffära: Trafalgar 1805. Sieg der Briten (unter Nelson) über die französische Flotte.

Damit sind wir bei den historischen Kriegsschiffen angelangt. Die Galeeren waren die größten Linienschiffe der Mittelmeermächte vom 11. bis 18. Jahrhundert, ausgerüstet mit Rammsporn und Wurfmaschinen, später Geschützen. 40 Meter lang, mit 50 Riemen in zwei bis drei Reihen übereinander, für je bis zu fünf Ruderer im Wechsel. Als Sträflinge, wie man ja weiß, waren sie auf ihren Plätzen angekettet, unter unsäglichen hygienischen Bedingungen.

Abbildungen zeigen in der Regel nur einen hohen Mast mit Rahsegeln. Daraus kann man schließen, dass das Rudern die primäre Funktion war. 1571 besiegte Venedig bei Lepanto die türkische Flotte. Hier noch ein Hinweis auf die historische Tagelage. Von der Antike bis zur Neuzeit gab es ausschließlich Rechtecksegel an schwenkbaren Rahen, je nach Schiffstyp und -größe in mehreren Lagen übereinander: in geschlossener Formation der angreifenden Flotte war allein schon der Anblick furchterregend (siehe historische Schlachtgemälde).

Vom Segel- zum Dampfschiff

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts beherrschten die Segler noch das Bild. Auf zeitgenössischen Fotografien von Hafenanlagen dominierten noch ganze Mastenwälder die Szenerie. Danach verschwand das Segelschiff aus dem Seehandel.

Die Entwicklung der Dampfschiffe begann schon Ende des 18. Jahrhunderts in Großbritannien und Nordamerika. Muskelkraft wird nun mehr und mehr durch Maschinen ersetzt. Nicht nur aus Menschenfreundlichkeit, sondern höherer Leistung wegen. Eine ganze Zeitlang waren Dampf- und Segelschiffe noch gleichzeitig auf den Weltmeeren unterwegs.

Aber so luxuriös die Schiffe auf dem Höhepunkt der Atlantikdampfschifffahrt von Europa nach Amerika auch waren, so bescheiden die Anfänge. Eine Zwischenstufe der Ozeandampfer markiert das kleinere Segel-Dampfschiff „Savannah", ein Dreimaster mit noch vollständiger Betakelung, aber auch mit einem hohen, dünnen Schornstein: zur Unterstützung der Segel ausgestattet mit zwei von einer Dampfmaschine angetriebenen Schaufelrädern. Erste Atlantikquerung 1819. Die nächste wurde 1833 fast ganz mit Dampfkraft bewältigt: „She was a true hybrid of the age of sail and the age of steam, with three mast." (zitiert nach „Liners. The Golden Age", 1999)

Zurück zum sogenannten hybriden Auto

Auf die daran geknüpften Erwartungen ist Skepsis angebracht. Technisch ist dieses Fahrzeug nicht ausgereift, sprich: nicht alltagstauglich. Größtes Handicap: die kurze Reichweite. Nach kaum 150 Kilometern ist die Batterie leer. Lange Ladezeiten. Aber wo unterwegs? Auf die hierfür unabdingbare Infrastruktur wird man noch lange warten müssen.

Ich darf hier an die „Postkutschenzeit" erinnern, die ohne die über ganz Europa flächendeckend vorhandenen Poststationen für Pferdewechsel und Übernachtung undenkbar gewesen wäre. Es reizt mich, hier Goethe zu zitieren (Italienische Reise 1786). „Der Postillon schlief ein, und die Pferde liefen den schnellsten Trab bergunter, immer auf dem bekannten Wege fort; kamen sie an einen ebenen Fleck, so ging es desto langsamer. Der Führer wachte auf und trieb wieder an. So kam ich sehr geschwind hinunter. Die Postillons fuhren, daß einem Sehen und Hören verging mit der entsetzlichen Schnelle wie im Fluge."

Wer sich dieses teure Gespann von bis zu vier Rössern nicht leisten konnte, beschränkte sich auf seines Schusters Rappen. Auch dazu gibt es literarischen Bericht, nicht weniger lesenswert: Johann Gottfried Seume, Spaziergang nach Syrakus, 1803.

Aussichten für die Zukunft

Das hybride Automobil mag als Stadtauto nützlich sein, als Zweitwagen mit eigenem Stellplatz für das Überschussstromabzapfen.

Ideal auch für die Pendler, die täglich aus dem von ihnen zersiedelten Umland zur Arbeit in die Stadt fahren und ihr Auto zum Nachttarif aufladen können.

Aber die Zukunft hat schon begonnen. Vergesst das Hybridauto! Die nächste Generation rollt bereits an: das „Smartauto", der „Android". Was das ist? Ich musste auch erst den Fremdwörterduden zu Rate ziehen: „Maschine, die in ihrer äußeren Erscheinung und in ihrem Bewegungsverhalten einem Menschen ähnelt (Kunstmensch)." „Ultimativer Kulturwandel in der Autoindustrie. Mehr Lust am Autokauf." Na, dann Prost!

Und wozu dies alles? Der World Wide Fund of Nature hat festgestellt (Spiegel 43/2013), dass eine Million emissionsfreie Elektroautos die CO2-Gesamtemissionen unseres Industrielandes nur gerade mal 0,1 Prozent im Jahr verringern würden."

Interims Audimax, Garching, Architekt: Deubzer König + Rimmel Architekten, München Foto: Henning Koepke

Haus des Verbandes Südwestmetall, Heilbronn
Architekt: Dominik Dreiner, Gaggenau, Foto: Johannes Marburg, Genf

Dachausbau, Lakonis Architekten, Wien © Hertha Hurnaus

Bessere Ergebnisse bei geringerem Aufwand.

ARCHICAD gehört in jedes Planungsbüro. Umsteigen ist denkbar einfach!

GRAPHISOFT.DE

OPEN BIM™

GRAPHISOFT®

CONTRA

VERBINDUNG ANNULLIERT

Monica Hoffmann

Prägnant, solide, dynamisch und so ganz selbstverständlich habe ich das M des Münchner Flughafens in Erinnerung. Typisch Otl Aicher, der das Logo auf den Punkt gebracht hat. Ein besonderes Talent eben. So ist auch kein normales M entstanden, sondern ein M mit beginnendem schmalem Außenschenkel, gefolgt von einem breitem Innenschenkel, einem schmalen Innenschenkel und schließlich breitem Außenschenkel. Die Außenschenkel stehen parallel zueinander. Wie gesagt, es steht ganz solide da und doch dynamisch mit seinen unterschiedlichen Schenkelbreiten und dazu mit seinem besonderen Blau, das auf unterschiedliche Lichttemperaturen reagiert. Blau

gehört ja schließlich auch zu Bayern. Jetzt muss ich leider schreiben, das M stand da, denn es gibt ein neues M für den Flughafen München.

Und das soll für „Verbindung leben" stehen, nach innen und nach außen. Aus der Marketing-Abteilung heißt es: „Das M bündelt alle unsere Kompetenzen und Kräfte unter einem Dach, gibt Orientierung für Mitarbeiter und Kunden und hilft, den Flughafen München auf dem umkämpften Bewerbermarkt als attraktiven und facettenreichen Arbeitgeber zu platzieren." Und dann geht es auch noch um gelebte Kompetenz, Innovation und Leidenschaft.

Nun, dem M wird zunächst einmal seine bunte Farbe genommen. Aus einer klaren Aussage wird eine beliebige. Denn je nach Hintergrund kommt es nun in einem Weiß oder Grau daher. Aber halt. Denn es gibt ja den bunten „Connector", der verbinden soll. Damit er verbinden kann, was ja nie getrennt war, muss das M natürlich erst einmal gnadenlos zerlegt werden und sich von seinem aufstrebenden schmalen Innenschenkel verabschieden. Damit wird die Sache ganz schön wackelig und bleibt es auch. Denn der Connector, der nun den zweiten Innenschenkel ersetzt, ist ziemlich dünn, so dünn, dass er sich nicht mit den anderen Schenkeln verbindet, sondern das M scharf trennt. Farblich bleibt auch er beliebig, denn mal tritt er blau, mal gelb, mal rot oder grün auf und dazu noch mit einem inzwischen schon altmodischen Farbverlauf von dunkel nach hell. Man könnte weinen, was aus dem M von Otl Aicher geworden ist.

Dass theoretische Erläuterungen mit dem realen Ergebnis nicht viel gemeinsam haben, dass ist mir in den letzten Jahren schon öfter aufgefallen. Dass sie aber sogar im Gegensatz zueinander stehen können, wenn wie hier das gewollte Verbinden zu einem Trennen wird, das ist mir neu. Ich bin nicht gegen Veränderungen, auch nicht gegen Veränderungen berühmt gewordener Logos. Gerade bei den berühmten werden Modernisierungen meist jedoch sehr subtil vorgenommen. Und wenn sie zu keinem besseren Ergebnis führen, dann sollte man lieber die Finger davon lassen.

A6 – SECHSTE ARCHITEKTUR-WOCHE BAYERN „DICHT SÄEN“

16. bis 24. Mai 2014

Wer ernten will, muss säen; wer etwas erreichen will, muss etwas dafür tun. Die 6. Architekturwoche in Bayern knüpft mit Vorträgen, Diskussionen, Führungen, Studentenwettbewerben und Kunstaktionen unter dem Motto „dicht säen“ an das archaische Bild des Bauern an, der auf dem Feld die Saat für die nächste Ernte ausstreut. In Aschaffenburg, Augsburg, Erlangen, Fürth, Kempten, München, Nürnberg und Regensburg wird „Dichte“ in vielfältigen Veranstaltungen als Lebensform des Miteinanders greifbar.

Die Architekturwoche will Fachpublikum und breite Öffentlichkeit gleichermaßen ansprechen: Bewohner von dicht besiedelten Städten ebenso wie Menschen, die in immer stärker zersiedelten Regionen leben. Wie viel Nähe kann, will, muss man in städteplanerischer, architektonischer und nachbarschaftlicher Hinsicht aushalten? Das Thema „Dichte" hat eine hohe gesellschaftliche Relevanz, beschäftigt Fachleute wie Laien und weckt Emotionen. Was für die einen Kontakt und Vielfalt bedeutet, ist für den anderen Enge und Ärgernis. Im Dialog mit allen Beteiligten: Städten und Gemeinden, jungen und alten Bürgern, öffentlichen und privaten Akteuren. „Dichte" als Lebensform und Zukunftsmodell des Miteinanders bietet Chancen, Stadt und Land neu zu entdecken und zu definieren – eine langfristige Zukunftsaufgabe für Architekten, Stadtplaner und Politiker.

Die A6 beginnt bayernweit am Freitag, 16. Mai 2014. In München bietet das traditionsreiche Kino am Sendlinger Tor den Rahmen für die glanzvolle Eröffnung. Vom Kino führt ein „roter Steg" zum Zentrum der A6: Entlang der Herzog-Wilhelm-Straße wird das Münchner Herz der Architekturwoche schlagen Am Samstag, 24. Mai 2014, findet im alten Posthochhaus am Nürnberger Bahnhof die bayernweite Abschlussveranstaltung des BDA Landesverband und aller Kreisverbände statt.

A6: Team
BDA, vertreten durch: Karlheinz Beer, Landesvorsitzender
Sprecher im BDA: Robert Rechenauer, Architekt
Kooperationspartner bayernweit: Oberste Baubehörde im Bayerischen Staatsministerium des Innern, für Bau und Verkehr, Bayerische Architektenkammer
Organisation und Umsetzung: Büro Baumeister, München
Gestaltung: Bernd Kuchenbeiser, München
Ansprechpartner BDA: Anne Steinberger, Geschäftsführerin BDA Bayern, Maria Schönthier
Medienbetreuung: Pfau PR Christiane Pfau
Tel.: 089/48 920 970, mobil 0173 / 947 99 35
info@pfau-pr.de
Veranstalter: Bund Deutscher Architekten BDA Bayern
Realisierung mit Unterstützung von Graphisoft und der AIC Architekten Ingenieur Consult KG

BEGEGNUNG UNTER ROTEM DACH

Den Studentenwettbewerb für die 6. Architekturwoche gewinnt eine Säulenhalle aus Baumstämmen.

Wie das räumliche „Münchner Herz" der 6. Architekturwoche aussehen wird, wurde in einem Studentenwettbewerb unter Leitung von Prof. Florian Nagler (TUM) am 4. Februar 2014 entschieden: Eine offene Säulenhalle im Park zwischen Sendlinger Tor und Stachus soll zum kommunikativen Zentrum werden.

Entlang der Herzog-Wilhelm-Straße zwischen Sendlinger Tor und Stachus wird das Herz der Architekturwoche schlagen. Der breite, von einem langen Park durchzogene Straßenzug ist heute, trotz seiner prominenten Lage, nahezu ungenutzt. Mit einer speziellen temporären Architektur möchte die A6 die Öffentlichkeit auf das vergessene Stück Stadt und seine Potenziale im Rahmen der Diskussion über die städtische Nachverdichtung aufmerksam machen.

Ausgehend davon haben 20 Studenten des Lehrstuhls von Professor Florian Nagler an der TUM im Wintersemester 2013/14 ihre Ideen für die Charakterisierung des Orts formuliert. Am 4. Februar 2014 präsentierten zehn Teams im Rahmen eines studentischen Wettbewerbs ihre Arbeiten. Die Jury – bestehend aus Vertretern des BDA, der TUM, der Lokalbaukommission, der Süddeutschen Zeitung und den Sponsoren STMELF (Bayerisches Staatsministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten) und proHolz Bayern – vergab den ersten Preis an Stefan Imhof und Rolf-Stefan Enzel, die den Steg räumlich und überdacht interpretiert haben: Auf unbehandelten Baumstämmen aus heimischen Wäldern liegt ein großes Dach. So entsteht eine offene „Halle", die den langen Park von der Joseph-Spital-Straße bis zum Sendlinger-Tor als Ort definiert. Die Unterseite der Dachfläche ist rot und wird abends zusätzlich angestrahlt, so dass das Bild eines roten Himmels entsteht, an einer Stelle mitten in der Stadt, der bisher nicht wirklich als attraktiver Ort bekannt war.

STADT BAU KUNST

Der BDA Bayern formuliert Positionen im Städtebau. Ihre Interpretation ist gefragt.

Städtebau ist heute von der Dominanz juristischer, politischer und ökonomischer Randbedingungen oder einer historisch kunstwissenschaftlichen Betrachtung geprägt. Räumliche und ästhetische Qualitäten im Sinne einer zeitgemäßen Stadtbaukunst drohen unterzugehen. Seit 2012 ist die Arbeitsgruppe Städtebau im BDA Bayern aktiv. Sie hat sich die Aufgabe gestellt, Positionen im Städtebau zu formulieren. Hierzu soll mit Ihrer Hilfe eine Sammlung von markanten, beachtenswerten städtebaulichen Lösungen zusammengetragen werden.

Wir bitten Sie, realisierte städtebauliche Situationen, beginnend mit dem Jahr 1900, zu finden, zu dokumentieren und zu bewerten. Ausgewählte Beiträge sollen 2014 in der Architekturwoche A6 ausgestellt und mit der Öffentlichkeit diskutiert werden. Eine spätere Publikation ist vorgesehen.

Wir benötigen dringend von Ihnen ein Foto, ein Ortholuftbild oder einen Schwarzplan, Ihre zeichnerische Analyse und textliche Interpretation. Um die Objektivität der Auswertung zu stärken, bitten wir Sie, keine eigenen Arbeiten einzureichen.

Wir freuen uns auf Ihre zahlreichen und spannenden Beiträge bis zum 31. März 2014, die unter www.bdastadtbaukunst.de eingereicht werden können.

Christian Bodensteiner, Michael Gebhard, Fritz Hubert, Wolfgang Kuchtner, Martin Pool und Dr. Josef Rott für die Arbeitsgruppe Städtebau im BDA-Bayern

MITGLIEDERVERSAMMLUNG 2013

Der 13. hat sich nun doch nicht als belastetes Datum im Dezember 2013 für die Mitgliederversammlung des BDA Bayern bewahrheitet. Die Landesvorsitzenden Karlheinz Beer und Lydia Haack konnten auf ein erfolgreiches Jahr zurückblicken und den Ausblick auf die vielfältigen neuen Aktivitäten in 2014 skizzieren.

Die neuen Profile der inhaltlichen Arbeit in unserem Verband – BDA im Gespräch, BDA Schaufenster, BDA in Fahrt BDA, Workshop – waren ausgebucht. Die Arbeit für die Bayerische Architektenkammer wurde auch durch das Engagement von Michael Hetterich intensiviert und lässt uns gestärkt in das neue Jahr blicken.

Der starke Zuwachs an Neumitgliedern und das unverhoffte große Engagement unserer Fördermitglieder schafft uns im Verbund mit den wachsenden Sponsorenzahlen zusätzliche Einnahmen, um den Aktionsraum für inhaltliche Arbeit auch in 2014 zu forcieren. Die 2013 neue gegründeten Arbeitsgruppen (Städtebau, Wettbewerbe Vergabe) werden im laufenden Jahr erste sichtbare Erfolge vermitteln.

Wie selten zuvor konnten die Kreisverbände ihre Aktivitäten in 2013 in einem bislang nicht gekannten Maße umsetzen. Die Architekturwoche 6 wird uns in diesem Zusammenhang Gelegenheit bieten, die Leistungsfähigkeit, Kompetenz und Qualität der ehrenamtlichen Arbeit für die Baukultur bayernweit sichtbar zu machen.

Gedankt sei den vielen Kollegen und Kolleginnen, die im vergangenen Jahr für das Wiedererstarken des BDA Bayern gesorgt haben. Auch die einstimmige Wahl von Erwien Wachter in das Präsidium des BDA Bund ist uns ein Zeichen für unsere neue Kraft, die wir im Sinne unserer Ziele einsetzen werden.

HEINER FARWICK NEUER BDA-PRÄSIDENT

Die Wertigkeit der Baukultur als Ganzes steht im Mittelpunkt der Präsidentschaft

Heiner Farwick aus Ahaus wurde mit großer Mehrheit zum 22. Präsidenten des Bundes Deutscher Architekten BDA gewählt; neuer Vizepräsident ist Kai Koch.

„In einer Zeit, in der die Qualität unserer gebauten Welt zunehmend von quantitativen und ökonomischen Parametern bestimmt wird, wächst die Verantwortung der Architekten gegenüber der Gesellschaft", betont Heiner Farwick. Als zentrale Aufgabe seiner Präsidentschaft erklärte er sich für die „Wertigkeit der Baukultur als Ganzes zu engagieren". Der BDA wird in den wichtigen Themen, wie Planungskultur als Grundlage einer Baukultur, ein transparentes und offenes Wettbewerbs- und Vergabeverfahren sowie eine qualifizierte Ausbildung weiter Verantwortung übernehmen.

Heiner Farwick ist 1996 in den BDA berufen worden und ist seit 2011 Vizepräsident des BDA. Nach dem Studium an der TU Dortmund gründete er 1992 das Büro farwick + grote Architekten BDA Stadtplaner in Ahaus und Dortmund. Heiner Farwick lehrte an der Hochschule Bochum und an der Universität Dortmund.

Zum Vizepräsidenten wurde Kai Koch (Hannover) gewählt. Dem Präsidium gehören weiter Hermann Scheidt (Berlin), Florian Boge (Hamburg), Hubertus Eilers (Brandenburg), Elke Reichel (Stuttgart) und Erwien Wachter (München) an. Der scheidende BDA-Präsident Michael Frielinghaus hat nach sechsjähriger erfolgreicher Präsidentschaft satzungsgemäß sein Amt abgegeben.

RECHTSBERATUNGSSTELLE

Umbenennung der R+H-Stelle des BDA

Die Rechtsberatungs- und Honorareinzugsstelle (R+H-Stelle) des BDA wird ab 1. Januar 2014 als Rechtsberatungsstelle firmieren. Das Rechtsberatungsangebot wird modernisiert und BDA-Mitgliedern weiterhin wertvolle Hilfestellung bei der Auseinandersetzung mit den Rechtsproblemen des Berufsalltags bieten. Eine Übersicht über die veränderten Leistungen der Rechtsberatungsstelle finden Sie demnächst in den BDA-Informationen. Von ehemals 18 Vertrauensanwälten bundesweit hat die Rechtsberatungsstelle des BDA derzeit Vereinbarungen mit zehn Vertrauensanwälten. In Bayern sind dies Matthias Götte in Würzburg, Archibald Graf von Keyserlingk in München und Rainer Knychalla in Neumarkt.

FÖRDERBEITRAG

Der BDA Bayern dankt folgenden Mitgliedern für die Unterstützung der Arbeit des Verbandes:

Prof. Dr.-Ing. Gunter Henn
Henn GmbH

Armin Bauer
Ritter+Bauer Architekten GmbH

Georg Brechensbauer
Brechensbauer Weinhart + Partner

Christian Brückner
Brückner & Brückner Architekten GmbH

Peter Brückner
Brückner & Brückner Architekten GmbH

Henning Dickhoff
A+P Architekten

Rainer Hofmann
Bogevischs Büro GmbH

Ludwig Karl
Karl+Probst Architekten

Walter Landherr
Landherr Architekten

Prof. Hans Nickl
Nickl & Partner Architekten AG

Roland Ritter
Ritter+Bauer Architekten GmbH

Hans-Peter Ritzer
Bogevischs Büro GmbH

Claus Weinhart
Brechensbauer Weinhart + Partner

Frank Welzbacher
Ritter+Bauer Architekten GmbH

Peter Ackermann
Ackermann und Partner

Karlheinz Beer
Büro für Architektur und Stadtplanung

Rolf Bickel
bickelarchitekten

Norbert Diezinger
Diezinger Architekten GmbH

Rüdiger Leo Fritsch
Fritsch + Tschaidse Architekten GmbH

Volker Heid
Bernhard Heid Architekten BDA GbR

Wolfram Heid
Bernhard Heid Architekten BDA GbR

Matthias Hetterich
Hetterich Architekten BDA

Michael Hetterich
Hetterich Architekten BDA

Hans-Jörg Horstmann
Horstmann + Partner

Reiner Klein
Klein & Sänger Architekten GmbH

Albert Koeberl
Koeberl Doeringer Architekten

Peter Kuchenreuther
Kuchenreuther Architekt BDA

Christoph Maas
Architekturbüro GmbH

Wolfgang Obel
Obel & Partner GbR

Bert Reiszky
Architekturbüro Bert Reiszky

Reinhart Sänger
Klein & Sänger Architekten GmbH

■ **Berufshaftpflicht**

SICHERHEIT
für Architekten & Ingenieure

T: (089) 64 27 57-0 | www.asscura.de

asscura

Architekten- & Ingenieur
Assecuranzmakler GmbH

VERTRAGSGESTALTUNG AM BAU HEUTE UNENTBEHRLICH!

Die asscura informiert
Thomas Schmitt

Rechtsanwälte sind Dienstleister. Sie beraten ihre Mandanten und kämpfen im Ernstfall vor Gericht für sie. In den Augen der meisten Menschen sind sie vor allem „Troubleshooter" in höchster Not. Dieser Gedanke herrscht leider noch ganz häufig vor, geht jedoch überwiegend fehl. In aller Regel können gerade im Bauwesen die Mandanten vom fachlichen Know-how eines Fachanwalts für Bau- und Architektenrecht noch erheblich mehr profitieren, wenn dieser von Beginn an, etwa wie ihre zahlreichen Fachingenieure in den gesamten Planungs- und Bauprozess, mit eingebunden würde. Während zum Beispiel der Fachingenieur für Brandschutz den Bau von Anfang an begleitet, wird der „Fachplaner für Vertragsgestaltung" in der Regel erst hinzugezogen, wenn es sprichwörtlich brennt. Wären Baurechtsanwälte ebenfalls von Beginn an dabei, entstünden viele Probleme gar nicht erst. Oft sind die auftretenden Probleme gerade bei der Vertragsgestaltung „hausgemacht": Gute Verträge zeichnen sich durch Klarheit und Fairness aus.

Besondere Bedeutung kommt bei der Vertragsgestaltung auch der so genannten Rechts- und damit Investitionssicherheit zu. Gerade hier unterlaufen den Vertragsparteien oft schwere Irrtümer, die sich fatal auswirken können. Verträge am Bau werden häufig gar nicht ausgehandelt, sondern eine Vertragspartei diktiert der anderen schlichtweg ihre Bedingungen. Solche vorformulierten Klauseln stellen in der juristischen Praxis in aller Regel so genannte Allgemeine Geschäftsbedingungen (AGBs) dar und unterliegen damit einer strengen Rechtskontrolle durch das Gericht, die sich auch in keiner Hinsicht ausschließen lässt. Das hat zur Folge, dass einzelne Vertragspassagen mitunter erst lange nach Vertragsabschluss im Rahmen von juristischen Auseinandersetzungen oder schlimmstenfalls im Urteil durch das Gericht als unwirksam „gebrandmarkt" werden. Unwirksame Vertragsklauseln benachteiligen eben dann den Verwender der Vertragsklausel, denn die von Gesetzes wegen durch das Gericht durchzuführende so genannte Klauselkontrolle dient alleine nur dem Schutz des Vertragspartners. Verwender von unwirksamen Vertragsbestimmungen bleiben damit auf den für sie weniger vorteilhaften Klauseln „sitzen" und am Ende bleibt nur noch ein Bauvertrag übrig mit Inhalten, die der Verwender des Bauvertrages in dieser Form bestimmt nicht wollte.

Ein weit verbreiteter Irrtum der Mandanten ist auch die Tatsache, wonach man derartiges durch Verhandlungsprotokolle vermeiden könnte, ohne, dass nicht tatsächlich auch eine Verhandlung jemals stattgefunden hat. Für eine „echte" Verhandlung verlangt der BGH nach seiner neueren Rechtsprechung nämlich weit mehr als ein bloßes Verhandeln. Der BGH verlangt hier gemäß § 305 Abs. 1 S. 3 BGB ein „Aushandeln" dergestalt, wonach der

Verwender den (in seinen AGB enthaltenen gesetzesfremden) Kerngehalt der Vertragsklausel inhaltlich ernsthaft gegenüber dem Vertragspartner zur Disposition stellt und dem Vertragspartner dabei Gestaltungsfreiheit zur Wahrung seiner eigenen Interessen einräumt. Ein typisches Beispiel derart unwirksamer Vertragsklauseln findet sich häufig in solchen Verträgen wieder, welche Bauträger, Bauunternehmer, Generalunternehmer oder Generalplaner mit ihren Subunternehmern abschließen (bzw. als vermeintlich wirksam abschließen wollen). Hier wird ganz häufig in der Baupraxis – jedoch wider der Baurechspraxis – eine „pay when paid-Klausel" in den Vertrag aufgenommen, wonach der Subunternehmer seinen Werklohn erst dann bezahlt bekommen soll, wenn der beauftragende Bauträger, Bauunternehmer, Generalunternehmer oder Generalplaner seinerseits sein Geld vom (Haupt-) Auftraggeber bekommen hat. Das funktioniert jedoch wie ausgeführt in Allgemeinen Geschäftsbedingungen des Auftraggebers nie. Baurechtsanwälte empfehlen dem Mandanten die richtigen Alternativen; im genannten Beispiel etwa den Abschluss einer Stundungsvereinbarung mit Zinsvereinbarung oder vom Hauptvertrag abweichende Fälligkeitstermine.

Aber auch in vermeintlich „ganz normalen" Bauverträgen zwischen Auftraggeber und Auftragnehmer sind die vorgenannten Gefahren (Unwirksamkeit der beabsichtigten Vertragsklausel) ganz schnell selbst „hineingeschrieben" und somit „hausgemacht". Zu benennen sind an dieser Stelle nur einmal die am Markt in vielen Regelwerken immer wieder auftauchenden und vom Auftraggeber bzw. Bauherren gewünschten Klauseln betreffend Skontovereinbarungen, Zahlungsmodalitäten, Vertragsstrafenregelungen, Gewährleistung, die Vereinbarung der VOB/B. Zu all diesen Dingen hat die Rechtsprechung ganz klare Vorgaben hinsichtlich einer Wirksamkeitsprüfung nach AGB-Recht aufgestellt.

Bedient sich der Bauherr eines Architekten, wonach dieser bei der Vergabe mitwirkt, so gehört dazu auch die Vorbereitung der erforderlichen Verträge einschließlich der Ausarbeitung der Vertragsbedingungen. Erweisen diese Vertragsklauseln sich dann wegen eines solchen Verstoßes gegen §§ 305 ff. BGB (da einzelne oder mehrere Klauseln als Allgemeine Geschäftsbedingungen einzuordnen sind und gegen das gesetzliche Baurecht des BGB verstoßen) haftet der Architekt dem Bauherrn grundsätzlich nach §§ 634 Nr. 4, 636 BGB. Bei der Vorbereitung der Vertragsbedingungen wird vom Architekt die Kenntnis der „klassischen Bestandteile von Bauwerksverträgen" vorausgesetzt und verlangt. Hieran ändert sich auch nichts dadurch, dass der Architekt den Vertragsentwurf dem Bauherren mit der Bitte übermittelt, den Vertrag durch einen Rechtsanwalt prüfen zu lassen.

Hinzuweisen ist abschließend auch noch darauf, dass eine Vertragsklausel nach Gesetz und Rechtsprechung stets bereits dann als Allgemeine Geschäftsbedingung eingestuft wird, wenn der Vertrag

oder auch nur die einzelne Vertragsklausel eine für eine Vielzahl von Fällen vorformulierte Klausel darstellt. Dies ist in der Praxis bei von Bauunternehmern, Architekten oder Ingenieuren verwendeten Schriftstücken, Vertragsmustern, Verhandlungsprotokollen etc. (da meist vorformuliert im eigenen PC vorhanden) in aller Regel der Fall.

SIEBEN FRAGEN AN

HEINER FARWICK

1. Warum haben Sie Architektur studiert?

Oft bin ich auf meine familiäre Prägung angesprochen worden, was auf der Annahme beruht, auch mein Vater sei Architekt gewesen. Dies ist jedoch nicht richtig, einen familiären architektonischen Einfluss hatte ich nicht. In mir begann das Interesse an Architektur zu keimen bei der Behandlung der Fragen der Stadtentwicklung und des Städtebaus, welche in den 1970er Jahren Lehrstoff der gymnasialen Mittelstufe waren. Die in dieser Zeit nach eigener Wahrnehmung festzustellenden Brüche und Qualitätsverluste und der seinerzeit weiter vollzogene Abriss historischer Bausubstanz irritierten mich. Das musste doch besser gehen. Ich war der Meinung, dass die Weiterentwicklung der Stadt mehr Respekt und Sensibilität erforderte, ohne genauer zu wissen, wie. Über die Prägung der Stadträume durch die Gebäude, ihre Stellung im Kontext, die Maßstäblichkeit und Materialität wollte ich mehr erfahren, sodass ich mich schon relativ früh entschloss, Architekt und Stadtplaner werden zu wollen.

2. Welches Vorbild haben Sie?

Auf das eine große Vorbild möchte ich nicht verweisen, die Einflüsse sind vielschichtige, und wir leben auch nicht mehr in einer Welt, in der es das große Idol erfordert. Neben den bekannten Namen habe ich mich im Studium intensiv mit Adolf Loos und seinen komplexen Raumkompositionen beschäftigt. Auch die Grundhaltung in der Arbeit von Mies van der Rohe in seinen klaren, sehr diszipliniert detaillierten Bauten fasziniert mich nach wie vor.

Als Vorbild empfehlen möchte ich allen für die öffentlichen Bauten Verantwortlichen Karl Friedrich Schinkel, allerdings nicht als fraglos begnadeten Architekten, sondern in seiner Aufgabe als Leiter der preußischen Oberbaudeputation. Ihm unterstand die Revisionsabteilung, die die staatlichen Bauvorhaben für das Königreich Preußen in ökonomischer, funktionaler und ästhetischer Hinsicht überprüfte. Er war damit die oberste Qualitätskontrolle und bekanntermaßen hievte er die Gestaltung der vorgelegten Entwürfe oft deutlich nach oben. Ob die Anzahl von Zirkeln und Richtscheiten der vorlegenden Architekten für Schinkel eine Rolle spielte, ist nicht bekannt.

3. Was war Ihre größte Niederlage?

Von der großen Niederlage, die sich in meine Vita eingekerbt hätte, kann ich nicht sprechen. Auch die nicht für preiswürdig erachteten Wettbewerbsarbeiten empfinde ich nicht als Niederlage, weil die Auseinandersetzung über die Findung der richtigen Lösung immer mit einem Erkenntnisgewinn einhergeht. Die ein oder andere Enttäuschung war natürlich schon dabei, wenn man selbst überzeugt war, die richtige Lösung gefunden zu haben, das Preisgericht dies aber anders gesehen hat.

Als Niederlage empfinde ich es eher, wenn es unserem Büro und mir persönlich nicht gelingt, die geplante Qualität auch in die gebaute Realität zu übersetzen, wenn wir zum Beispiel nicht mit allen Leistungsphasen oder einer künstlerischen Leitung betraut sind oder ein Bauherr ohne den Blick auf das Gesamtergebnis einzelne Punkte der Ausführung ändert. Schmerzlich sind aber viel mehr die Beispiele gebauter Unkultur, die man leider allerorten entstehen sieht. Hier stellt sich mir die Frage, ob diese nicht eine Niederlage – sofern man diesen Begriff hier verwenden kann – für die Baukultur und unsere Städte darstellen.

4. Was war Ihr größter Erfolg?

Architekten sind keine Sportler, für die ein WM-Titel oder olympisches Gold der größte Erfolg sind. Insofern sind es eher die kleinen Erfolge, aus denen ich Motivation und Kraft schöpfe. Wird das gebaute Werk anerkannt, sei es vom zufriedenen Bauherrn oder durch eine Auszeichnung, dürfen wir Architekten uns schon noch wie der Künstler über den Applaus freuen. Der Weg bis zur Fertigstellung eines Gebäudes ist lang und wie alle wissen, ist er oft sehr steinig. Da darf man das gute Gelingen als Erfolg werten. Wirkliche Genugtuung empfinde ich, wenn ich nach längerer Zeit zu einem von uns geplanten Gebäude zurückkehre und feststellen kann, dass es sich als ein guter Baustein der Stadt bewährt hat und erkennbar von den Nutzern gut angenommen ist. Wenn es gelingt, mit einem Gebäude den Stadt- oder Landschaftraum zu bereichern, ist es eigentlich der schönste Erfolg.

5. Was wäre Ihr Traumprojekt?

Ich träume nicht davon, irgendwann einmal ein großes Projekt wie eine Philharmonie, einen Flughafen oder einen Bahnhof zu bauen, zumal ich gehört habe, dass sich solche Projekt äußerst freudlos entwickeln können. Da die Zwänge in den Projekten immer größer geworden sind, sehne ich mich schon ein bisschen danach, einmal ein Projekt mit größerer Freiheit in der Konzeptionierung von Räumen zu bearbeiten. Das könnte ein sakraler Raum sein, aber durchaus auch eine profane Aufgabe. Mies van der Rohe hatte 1929 einen Entwurf für einen Golfclub in Krefeld gezeichnet, der nicht realisiert worden war. Im letzten Jahr wurde am seinerzeit

geplanten Bauort ein Modell des Entwurfs als 1:1 Modell errichtet. Aus einem einfachen Raumprogramm hat Mies faszinierende Raumfolgen in die Landschaft komponiert. Aufgaben mit dem genügend Maß an Freiheit sind leider sehr rar geworden.

6. Inwiefern haben sich Ihre Vorstellungen erfüllt?

Die grundsätzliche Vorstellung von dem, was den Alltag des Architekten begleitet, weicht zu Beginn einer Berufstätigkeit oft von den Realitäten ab. Dass das Berufsbild aber nicht nur die „Königsdisziplin" Entwurf umfasst, sondern auch alle weiteren Phasen bis zur Fertigstellung des gebauten Werks, hatte ich erwartet. Dies zeichnet gerade das Berufsbild und Selbstverständnis der deutschen Architekten aus. Im angelsächsischen Raum ist das Grundverständnis anders.

Neben allen Managementaufgaben eines freien Architekten ist mir die Möglichkeit zum Entwerfen und Gestalten nicht nur geblieben, sie ist immer eine Grundanforderung an unsere Arbeit. Unsere Bauherren wollen ja gerade funktionsgerechte und gut gestaltete Gebäude, weshalb sich meine Vorstellungen zum Gestalten der Gebäude und Stadträume durchaus erfüllt haben. Dass wir mittlerweile so nebenbei auch halbe Juristen sein müssen, schon allein um eine rechtskonforme Honorarrechnung schreiben zu können, hatte nicht erwartet.

7. Was erwarten Sie sich vom BDA?

Die Frage müsste wohl eher lauten, was der BDA von mir erwartet, und die wäre dann an 5.000 BDA´ler zu richten. Dennoch, ich würde mir schon wünschen, dass unsere BDA-Kolloginnen und Kollegen sich konsequenter auf das beziehen, was den BDA ausmacht. Damit meine ich nicht das Streiten für die Baukultur. Da ist der BDA mit seinen engagierten Mitgliedern überall präsent und in seinen Positionen auch sehr angesehen. Es mangelt wohl immer wieder mal an Kollegialität und damit letztendlich auch an Glaubwürdigkeit. Ein Beispiel: Für den Architekten, der einen Wettbewerb gewonnen hat, ist es mehr als ärgerlich, wenn andere Kollegen aus der Preisgruppe mit allen Mitteln versuchen, die Beauftragung zu ergattern. Was nach den Regelwerken erlaubt sein kann, muss für den Berufsstand nicht förderlich sein. Im Gegenteil, wir lassen uns auseinanderdividieren und verschlechtern durch eigenes Handeln das Bedingungsfeld, in dem wir arbeiten und beklagen dies dann auch noch. Der Grundsatz der Kölner „Man muss och jünne künne" (Man muss auch gönnen können) würde am Ende allen weiter helfen. Im BDA sollten wir gemeinsam und glaubwürdig für die Baukultur streiten, dann können wir viel erreichen.

National Museum of American Jewish History,
Philadelphia, USA
Architekten: Ennead Architects, New York, USA

Das Fassaden-System der Zukunft

-vorgehängt, hinterlüftet, wärmegedämmt.

Die **LONGOTON®-Ziegelfassade**,
großformatige keramische Fassadenplatten mit
Längen bis 3.000 mm.

Moeding Keramikfassaden GmbH
Ludwig-Girnghuber-Straße 1
84163 Marklkofen
Germany

Telefon + 49 (0) 87 32 / 24 60 0
Telefax + 49 (0) 87 32 / 24 66 9

www.moeding.de

MOEDING

LONGOTON®

WERNER WIRSING 95

einfach ww – kleingeschrieben
Erwien Wachter

Der Raum im Umgang zwischen Menschen und mit dem Einzelnen geht in der Tat aus einer zweifachen Verschiebung hervor: aus der Begegnung selbst, zugleich aber auch aus der Verschiebung des Ortes der Begegnung, von dem wir immer nur partielle Ansichten aufnehmen, Augenblickseindrücke, die wir vielfältig im Gedächtnis speichern und dann in der Erinnerung buchstäblich wieder zusammensetzen, wenn wir davon berichten, oder in der Aneinanderreihung von Momentaufnahmen, die wir kommentiert erzählen. Die Begegnung wiederum erzeugt eine fiktive Beziehung zwischen Menschen, in der das Einbezogensein und die Positionen des

Zuhörers und Zuschauers den Rahmen bilden. So verstanden ist er in vielen Facetten mitten unter uns, er Werner Wirsing, der immer alles auf den Punkt zu bringen sucht: sein Denken und sein Tun, in der Miniatur ebenso, wie in allem Großen, was seinem Denken und Tun entspringt.

Daran dachte ich, als ich mich an diesen Text wagte. Wie sollte ich bei solchen Vorgaben anfangen? Umständlichkeiten galt es in jedem Fall zu vermeiden, und ich entschied unter keinen Umständen Umstände zu machen. Und dennoch fiel es nicht leicht einfach anzufangen. Einfach ist eben ein Adverb, ein Umstandswort. Also geradeaus, geradewegs hinein in seinen Lebenslauf. Wie sonst könnte ich ihm gerecht werden?

Die Sprache ist wie die Architektur, man muss sie beherrschen, sagte Werner Wirsing einmal. Und darum ging es ihm, wohl wissend, dass diese Beherrschung für ihn nur über das Einfache, über die Urkraft des Originären erreichbar war. Die Schwierigkeit des Einfachen besteht aber darin, dass es Leichtigkeit verlangt, wie etwa singen und tanzen, das war ihm immer bewusst, und es war sein ihm immanentes Ringen – vielleicht gar gegen sein ureigenes Wesen – diese so erwünschte Leichtigkeit prägend für sein Tun zu erschließen. Das Einfache ist die Reduktion auf die Kraft des Wesentlichen. Vielleicht hat sich das schon in seiner Kindheit im unterfränkischen Gemünden in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg verinnerlicht, als er von seinen Lieblingsplatz unter dem Schreibtisch seines Vaters dessen Sprache richterlicher Präzision belauschte: dem Wesen der Dinge auf die Spur kommen. Weitergetragen hat sich dies gewiss mit dem Umzug nach München, von wo ihn ein Schulausflug mit dem Radl zur Weißenhofsiedlung nach Stuttgart führte, dorthin, wo er erstmals von der Kraft des Einfachen in der architektonischen Moderne erfuhr. Und nicht zuletzt war es dann die notwendige Verknappung der Sprache, die von ihm im Zweiten Weltkrieg im Kriegseinsatz als Funker verlangt war. Und … dieses Denken spiegelt sich weiter auch in der für ihn typischen Reduktion seiner handschriftlichen Texte, die wie kaligraphisch-ornamental anmutende Schriftzeichenfolgen, nicht nur auf Großbuchstaben verzichteten, sondern in der ihm eigenen Bescheidenheit sich immer in Kürze fassen.

Nach dem unsäglichen Krieg studierte er, wie konnte es auch anders sein, Architektur in München. In der allgemeinen Notlage entwickelte er schon bei seinen allerersten Bauten kurz nach dem Studium ein ausgeprägtes Gefühl für soziale Zusammenhänge und für „arme“ Materialien. Bald gründete er mit anderen Kollegen das Baubüro des Bayerischen Jugendsozialwerks, das er bis 1954 leitete. Sein Studentenwohnheim am Maßmannplatz in München (1948 bis 1951) mit seinen rhythmisierten Zeilenbauten und dem elegant aufgeständerten Verbindungstrakt gilt als Musterbeispiel jener karg-modernen Architektur der Nachkriegszeit. Seit 1955 hatte Wirsing dann sein eigenes Büro. Schlichte Elementar-

formen wurden entwickelt, deren Basis eine Verknüpfung industrialisierter Bautechniken mit Vorstellungen sozialer Gemeinschaftlichkeit ist. Sie prägen fortan seine Projekte. Immer waren es langgestreckte einfache Pavillons, die sich aller formalen Auffälligkeiten enthielten und bald schon in der Natur aufgingen. Als größtes Kompliment galt ihm die Feststellung, dass diese unaufdringlichen Wohnhüllen oder auch ein größeres Haus wie die in den Hang geschmiegte Bildungsstätte in Remscheid in ihrer formalen Reduktion und in ihrer Vorliebe für einfache Materialien die kargen Stilformen der späten 1990er Jahre auf verblüffende Weise vorwegnehmen.

Als 1966 München den Zuschlag für die Olympischen Spiele bekam und das von Werner Wirsing und Günther Eckert entworfene Olympische Dorf überarbeitet wurde, bekam er die Flachbauten zugeteilt. Die Wohn-, Schlaf- und Studierwürfel sind als eine Art Gegenstück zum Gemeinschaftsprojekt am Maßmannplatz konzipiert. Die Gesamtanlage, bei der sich die einzelnen Würfel zu Straßen, Plätzen und einem kleinen Ort zusammenschließen, ist ein Musterbeispiel für das, was Le Corbusier einmal als die hohe Kunst des Zusammenspiels von einsam und gemeinsam bezeichnete. Er wird heute noch froh darüber sein, dass seine am Fuß der Hochhäuser locker gefügten, heiter verspielten als Studentenhäuser weitergedachten Bauten heute nach der Erneuerung zusammen mit bogevischs büro so vital und so begehrt sind wie am ersten Tag. Zwar weltweit bewundert, aber nirgendwo übertroffen hat er dort eindrucksvoll bewiesen, dass sich mit einem Minimum an materiellem und räumlichem Aufwand architektonische und stadträumliche Strukturen schaffen lassen, die den Bewohnern Raum zur Phantasie lassen.

Gebaut hat er natürlich eine Reihe von zahlreichen weiteren Bauten, Wohnhäusern für Studenten in München, Weihenstephan und Regensburg, aber auch Bildungsstätten wie das Studienzentrum für evangelische Jugendarbeit Josefstal, ein Pfarrzentrum in Nürnberg, Seniorenwohnungen, Industrie- und Ausstellungsbauten und viele Einfamilienhäuser. Aber hier soll darauf nicht weiter eingegangen werden.

Häuser zu bauen bedeutet für Werner Wirsing immer die Übernahme von Verantwortung. Vielleicht drängt es ihn deshalb, sich gestalterisch mit – wie er es nannte – „nutzlosen Spielereien" zu befassen. So erspürte er etwa in diesem persönlichen Freiraum jene Leichtigkeit, die ihm die Einfachheit erschloss. Hühner-, Enten- und Gänseeier werden zum Zeichengrund, in welchen Form und Schale in wundervoller Weise verschmelzen, werden zum Jahreswechsel Faltwerke, Puzzles oder Textgefüge zum Rätseln erfunden oder für die Weihnachtszeit tektonische Christbäume erdacht.

Selbstverständlich ist sein Wissen auch in der Lehre gefragt. So wurde er 1967 als Dozent an die Hochschule für Gestaltung nach Ulm berufen, wo er bis 1970 lehrte. Folgte von 1974 bis 1978 dem

Ruf als Lehrbeauftragter an die Akademie der Bildenden Künste München und unterrichtete seit 1978 mehr als zwanzig Jahre an der Fachhochschule München, der heutigen Hochschule München, wo er 1991 zum Honorarprofessor ernannt wurde.

Seiner Leidenschaft als Architekt ist auch ein breites Engagement in ehrenamtlichen Tätigkeiten geschuldet. So war er Landesvorsitzender des BDA Bayern, Vorsitzender im Werkbund Bayern, Mitglied der Vertreterversammlung der Bayerischen Architektenkammer, dort auch Vorstandsmitglied und Vorsitzender des Landeswettbewerbsausschusses und des Ausschusses für Berufsordnung. Intensiv wirkte er mit im Beirat zur Programmierung des Hauses der Architektur sowie des erfolgreichen Architekturclubs. Zu erwähnen ist unter vielen anderen Aktivitäten sein Vorsitz im Ausschuss für visuelle Gestaltung der olympischen Spiele 1972, seine Mitgliedschaft in der Stadtgestaltungskommission München oder sein Wirken als Direktor der Abteilung Baukunst der Akademie der Künste in Berlin. Auch seine jahrzehntelange kritische und ermunternde Mitwirkung in der Redaktion der BDA Informationen soll hier nicht unerwähnt bleiben.

Dass vor diesem Hintergrund und seinem unermüdlichen Engagement für die Baukultur Auszeichnungen nicht ausblieben, versteht sich von selbst: 1958 der Förderpreis für Architektur der Landeshauptstadt München, 1971 die Heinrich-Tessenow-Medaille der Fritz-Schumacher-Stiftung, 1975 der BDA-Preis des Landes Bayern, 1984 die Ernennung zum Ehrenmitglied des BDA Bayern und nicht zuletzt 2007 der Bayerische Architekturpreis für sein vielfältiges Lebenswerk.

„Von Werner Wirsing reden", so sagte Winfried Nerdinger einmal, „heißt vom sozialen und gesellschaftlichen Engagement reden und damit von etwas, das Grund und Rechtfertigung moderner Architektur in ihrer heroischen Entstehungszeit war, einer Zeit, als die Moderne keine formale Angelegenheit, sondern ein Anliegen war, ein moralisches, gesellschaftliches Anliegen …"

Es wäre ein Leichtes, ihm zum Schluss noch mindestens 95 Attribute zuzuordnen, aber es wären lange nicht genug, um alle seine Facetten zu beschreiben. So bleiben wir wie begonnen beim Mensch Werner Wirsing, dessen Prädikat die Einfachheit ist, die sich immer erst am Ende zeigt, als Ziel zunächst, als Vollendung dann. Für mich heißt es, dass ich nun einfach aufhören kann, ohne etwas hinzufügen zu müssen. Doch, da ist noch etwas, was ihm immer ein echtes Anliegen war: zu betonen, das all sein Wirken nur gemeinsam mit seinen Partnern, Mitarbeitern, Künstlern, Freunden, Kritikern und vor allen Dingen seiner Frau Grete möglich war. Ich hoffe, es ist ein Bild Werner Wirsing entstanden, das den Suchenden, den Anreger, den immer Geradlinigen, den Unermüdlichen, den Geschätzten über sein 95. Lebensjahr hinaus weiter erhält.

HANNS EGON WÖRLEN VERSTORBEN

Erwien Wachter

„In der Gegenwart leben und die Zukunft erarbeiten." Mit diesem Zitat von John Cage beschrieb er selbst sein Lebensmotto. Die einmalige Symbiose von Vergangenheit und Jetztzeit, die er verkörperte, ist nun zu Ende. Unser BDA-Mitglied und Gründer des Passauer Museums Moderner Kunst, Hanns Egon Wörlen, ist tot. Wörlen hatte Ende der 1980er Jahre ein stark renovierungsbedürftiges Alt-stadthaus in der Dreiflüssestadt gekauft und darin das Kunstmuseum eingerichtet. Mit der Gründung des Museums Moderner Kunst ging im Jahre 1990 der Lebenstraum des Passauer Architekten Wörlen in Erfüllung. Aus dem Altstadthaus Bräugasse 17 war nach einer vorbildlichen Renovierung ein Museum geworden, das von da an bis heute in historisch hochinteressanten Räumlichkeiten Wechselausstellungen zur internationalen Kunst von der Klassischen Moderne bis zu zeitgenössischen Positionen zeigt. Für die Renovierung des Bauwerks wurde ihm 1992 die von Fritz König gestaltete „Silberne Halbkugel" im Rahmen der Verleihung des Deutschen Preises für Denkmalschutz überreicht.

Seinen Wunsch, Künstler wie sein Vater zu werden, unterstützte dieser nicht, und so wurde er Architekt, der der Kunst verbunden war und sie fördern wollte, in seiner Heimatstadt Passau eben, wo Donau, Inn und Ilz zusammenfließen, einer kulturträchtigen Stadt, die bereits Alexander Humboldt zu den sieben schönsten Städten der Welt zählte. Nach Ende des Krieges hatte er sich zum Ziel gesetzt, die kulturellen Kräfte in Passau wieder zu wecken und zu stärken.

Den Kunstverein Passau begleitete er seit seiner Gründung 1949, als dessen Präsident von1986 bis 1999. Wenn man sich das Leben für die Kunst zur Aufgabe gemacht habe, freue man sich über Anerkennungen und dürfe sich durch Ignoranz und Unduldsamkeit nicht beirren lassen, sagte er einmal in einem Interview, und Erfolge kämen nur, wenn man die Meinung der Allgemeinheit durch neue Impulse, Überzeugung und Lösung überspiele. Kein Stammtisch, aber viel Eigenleben in ständiger Auseinandersetzung mit dem Heute, das waren ihm immer Verpflichtung und Lebensinhalt. Der unverheiratete und kinderlose Wörlen machte sich neben der Kunst als Architekt vor allem mit der Renovierung alter Gebäude und der Konzipierung von öffentlichen Bauten in Niederbayern einen Namen. Für seine Leistungen erhielt der Sohn des Malers und Grafikers Georg Philipp Wörlen zahlreiche Auszeichnungen, wie das Bundesverdienstkreuz und den Bayerische Verdienstorden verliehen. Der Architekt und Kunstsammler Hans Egon Wörlen verstarb im Alter von 98 Jahren.

BUNDESVERDIENSTKREUZE AM BANDE AN ZWEI BDA-FRAUEN

Erwien Wachter

Finanzminister Dr. Markus Söder überreichte bei einer Feierstunde in Nürnberg das Bundesverdienstkreuz am Bande an unser BDA-Mitglied Christa Baumgartner. Die aus Nürnberg stammende Architektin setzte sich maßgeblich und erfolgreich für die Bewahrung der Bausubstanz in der Nürnberger Innenstadt ein. Die Geehrte ist seit 1975 Mitglied der Bayerischen Architektenkammer (ByAK) und seit 1977 Mitglied im „Bund Deutscher Baumeister, Architekten und Ingenieure e.V." (BDB). 1983 wurde sie in die Vertreterversammlung der Bayerischen Architektenkammer gewählt. Von 1995 bis 2007 war sie Mitglied des Vorstands der ByAK. Im „Verband Freier Berufe in Bayern e.V." (VFB) war sie Beisitzerin und ist seit 2004 Vizepräsidentin. Seit 2001 ist sie zusätzlich Abgesandte des Verbandes im Landesplanungsrat und seit 2002 im Rundfunkrat des Bayerischen Rundfunks.

Mit der Auszeichnung des Verdienstkreuzes am Bande der Bundesrepublik Deutschland wurde Frau Professor Dr. Ingrid Krau für ihre Leistungen und ihr überaus großes Engagement sowohl in Lehre und Forschung im Städtebau als auch für Ihre Tätigkeit als Direktorin des Instituts für Stadtbau und Wohnungswesen (ISW) und insbesondere für ihre Förderung der Weiterbildung von in der Planungspraxis tätigen Architektinnen und Architekten bzw. Stadtplanerinnen und Stadtplanern gewürdigt. Nach ihrer langjährigen Tätigkeit an Hochschulen, in der kommunalen Verwaltung und als freiberufliche Architektin und Stadtplanerin wurde sie 1993 als erste Frau auf den Lehrstuhl für Stadtraum und Stadtentwicklung in der Architekturfakultät der TU München berufen. Von 1995 bis 2010 war sie zugleich Direktorin des Instituts für Stadtbau und Wohnungswesen (ISW) der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung in München. Als langjähriges Mitglied bzw. Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirats beim seinerzeitigen Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung hat sie sich um die städtebauliche Forschung sowie um eine wissenschaftlich fundierte und praxisorientierte Planungskultur große Verdienste erworben. Nicht zuletzt leistete Sie wertvolle Beiträge zur öffentlichen Diskussion über Stadtentwicklung und Städtebau in München und bereicherte so die Planungskultur der bayerischen Landeshauptstadt.

RANDBEMERKT

Mit dem Start des neuen **Akademieprogramms 1/2014 bietet die Bayerische Architektenkammer** in Kooperation mit dem Bayerischen Staatsanzeiger sogenannte **Webinare** an. Diese ergänzen die bewährte Unterrichtsform durch die Möglichkeit, Fachvorträgen online am eigenen Computerarbeitsplatz zu folgen. Die Webinare dauern in der Regel ca. 90 Minuten. Die Teilnehmer können per Internet Fragen an den Referenten richten. Die Buchung der Webinare erfolgt per Online bei der Bayerischen Architektenkammer.

Bayerns Kunstminister Dr. Ludwig Spaenle hat heute im Einvernehmen mit dem Bayerischen Kabinett den Leiter der Bauabteilung der Bayerischen Schlösserverwaltung, **Dipl.-Ing. Mathias Pfeil, zum neuen Generalkonservator des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege** berufen. Mathias Pfeil wird sein neues Amt zum 1. März 2014 antreten. Pfeil wird Nachfolger von Prof. Dr. Egon Johannes Greipl, der Ende November 2013 nach 14jähriger Tätigkeit als Leiter des Landesamts für Denkmalpflege in den Ruhestand getreten ist.

Eine Gruppe freiwilliger Helfer bauten in der texanischen Stadt Bryan **das weltgrößte Lebkuchenhaus** – groß genug, um eine fünfköpfige Familie darin unterzubringen. Damit haben sie einen Eintrag ins **Guinness Buch der Weltrekorde** erbacken. Tausende Pfund Mehl und Zucker, fast eine Tonne Butter und 7.200 Eier bildeten dabei die Basis für den Teig, 22.304 Bonbons und anderes Naschwerk dienten zur Verzierung. Rund 36 Millionen Kalorien würde man sich beim Naschen auf die Hüften packen. Dafür ist das Haus aber nicht gebaut. Schon in der ersten Woche kamen rund 600 Besucher pro Tag und eine Summe von 150.000 Dollar an Eintrittsgeldern zusammen. Mit diesem Geld wird nun das Trauma-Programm des ortsansässigen Hospitals unterstützt.

Frank Lloyd Wrights berühmtes William **Winslow House** in River Forest, Illinois, ist bei Sotheby's für 2.4 Millionen Dollar zum Kauf angeboten. Es ist das erste Mal seit 1955, dass das 1894 gebaute Haus verkauft wird. Solange war es im Besitz der Familie Walker. Das ist insofern bemerkenswert, als es Wrights erster privater Auftrag nach seinem Weggang aus dem Büro von Louis Sullivan war und eine Neuerfindung des traditionellen Hauses darstellt.

IMPRESSUM

Herausgegeben vom Arbeitskreis für Presse und Information im Landesverband Bayern des BDA

Die BDA-Informationen erscheinen in unregelmäßiger Folge viermal im Jahr und können im Jahresabonnement für EUR 16,00 incl. Porto beim Arbeitskreis für Presse und Informationen, Geschäftsstelle des BDA-Landesverbandes Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München, Telefon 089-186061 bezogen werden.

Redaktion:
Dipl.-Ing. Klaus Friedrich, Dipl.-Ing. Michael Gebhard, Dipl.-Päd. Monica Hoffmann, Prof. Dr.-Ing. Wilhelm Kücker, Dr.-Ing. Cornelius Tafel, Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Autoren:
Prof. Dr. habil. Achim Hahn, Dresden; Dipl.-Ing. Jakob Oberpriller, Hörmannsdorf; Dipl.-Ing. Robert Rechenauer, München; Dipl.-Ing. Helmut Resch, Selb; RA Thomas Schmitt, Augsburg

Verantwortlich für dieses Heft:
Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Die vom Autor vertretene Auffassung ist nicht unbedingt mit der des Herausgebers identisch.

Layout: Sabine Seidl
Textredaktion und Gestaltung: Monica Hoffmann
Druck: Ortmaier Druck GmbH, Frontenhausen

Einsendungen werden an den Arbeitskreis für Presse und Information erbeten als Word-Datei per E-Mail an sekretariat@bda-bayern.de, per Fax an 089-184148 oder per Post an den BDA Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München.

BUND DEUTSCHER ARCHITEKTEN
LANDESVERBAND BAYERN